Nr. 14. Monatlich vier Nummern. Berlin, 10. April 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Schiller's Liebe und Freundschaft.** Historische Novelle von Max Ring. (Fortsetzung.) III und IV (mit Illustration von Vinc. St. Lerche). — **Die Namen der Wochentage,** von Frhrn. von Reinsberg-Düringsfeld. Montag. — **Wer soll singen?** von Elise Polko. — **Spanischer Carneval,** von Gustav Rasch (mit Illustration). — **Sieben!** — **Er will sich eine Frau verdienen.** — **Widmung,** für Pianoforte comp. von Jean Vogt. — **Warum wir Gespenster sehen.** — **Schach-Aufgabe** Nr. III. — **Rebus.** — **Räthsel.** — **Auflösungen** des **Räthsels** und der **Schach-Aufgabe** Seite 106. — **Correspondenz.**

Schiller's Liebe und Freundschaft.

Historische Novelle von **Max Ring.**

(Fortsetzung.)

III.

Neue Freunde.

Im mäßigen Trabe ritten an einem trüben, neblichten Decembertage zwei noch jugendliche Männer auf der Landstraße nach dem reizend gelegenen Rudolstadt.

Der Aeltere von Beiden, dessen lange Gestalt mit vorn übergebeugter Brust in nachlässiger Haltung auf dem Pferde saß oder vielmehr hing, war kein Anderer, als Schiller, der ein weit besserer Dichter, als Pferdebändiger war. An seiner Seite ritt sein jüngerer Freund, Wilhelm von Wolzogen, eine schöne, ritterliche Figur, schlank gewachsen, dabei kräftig und gewandt. Sein offenes Gesicht flößte unwillkürlich Vertrauen ein, und sein ganzes Wesen erschien fein, edel, im besten Sinne aristokratisch, mit einem Anflug romantischer Schwärmerei.

Mit Schiller auf derselben Akademie gebildet und erzogen, hatte er sich auf Wunsch oder vielmehr auf Befehl des eigenwilligen Herzogs dem Baufach gewidmet, obgleich seine Neigung und sein innerer Beruf damit keineswegs übereinstimmten.

Jetzt waren die beiden Jugendfreunde auf dem Wege nach Rudolstadt, wo Wolzogen Verwandte seiner Mutter, die Familie des verstorbenen Oberlandjägermeisters von Lengefeld, auf seiner Rückreise nach Stuttgart besuchen wollte.

Schiller, der sich gern überreden ließ, den Freund zu begleiten, war der Familie nicht gänzlich unbekannt, da er die Mutter mit ihren beiden Töchtern, als diese nach einem längeren Aufenthalte in der Schweiz Mannheim berührten, bereits gesehen und wenn auch nur äußerst flüchtig kennen gelernt hatte.

„Du wirst," sagte der Freund, während er sein Pferd im langsameren Schritte gehen ließ, „mir gewiß danken, daß ich Dich zu dieser kleinen Reise veranlaßt habe. Ich kenne in der That nur wenig Frauen, die mit so vielem Geist eine solche Liebenswürdigkeit verbinden, wie meine Cousinen. Besonders wird Dir Frau von Beulwitz im näheren Umgange gefallen, obgleich auch ihre jüngere Schwester Lottchen eine reizende Erscheinung ist."

„Leider," versetzte Schiller, „fand sich damals, als ich sie in Mannheim sah, keine Gelegenheit, ihnen näher zu treten, so daß ich als ein völlig Fremder in das Haus Deiner Verwandten komme. Ich war in jener traurigsten Periode meines Lebens krank, elend und auf das tiefste verstimmt. Wie ich glaube, werden Deine liebenswürdigen Cousinen nicht mit der besten Meinung von mir geschieden sein."

„Darin täuschest Du Dich. Karoline spricht mit der höchsten Anerkennung von Dir und Deinem Talent, und Lottchen schwärmt für Dich."

„Trotzdem fürchte ich, daß es mir auch diesmal nicht besser mit ihnen geht und ich ihre gute Meinung für immer verscherzen werde. Das Unglück verfolgt mich auch in Weimar."

„Ich begreife nicht Deine trübe Laune und weshalb Du klagst. Hast Du nicht mehr erreicht, als Du je gehofft, und bist Du nicht auf dem besten Wege zu einer gesicherten und ehrenvollen Stellung, seitdem Dich der Herzog ohne Dein Ansuchen zu seinem Rath ernannt?"

„Ein leerer Titel," erwiederte Schiller, „auf den ich nicht das geringste Gewicht lege. Ich bin noch immer weit entfernt von meinem Ziel und werde es wohl nicht sobald erreichen. Muß ich nicht nach wie vor mit der Misere des Lebens kämpfen und für das tägliche Brod, für das gemeine Bedürfniß des Lebens arbeiten, statt mich frei den Eingebungen des Genius zu überlassen. Wäre mein alter guter Körner nicht, an dem ich einen wahren Freund gefunden habe, so würde der Herr Rath hungern oder betteln gehen."

„Du übertreibst mit Deiner gewohnten Hypochondrie. Ich hörte doch, daß man Dir eine Professur in Jena angeboten, daß der Weimar'sche Hof Dich in der ehrenvollsten Weise aufgenommen, daß sich Wieland und Herder, die literarischen Tonangeber, über Dich höchst günstig ausgesprochen haben, und daß Frau von Kalb Dich nicht nur protegirt, sondern nächstens heirathen wird. Das sind doch in der That die glänzendsten Aussichten, die sich Dir nach allen Seiten eröffnen."

„Thörichtes Geschwätz!" entgegnete der Dichter mit leichtem Erröthen, „Weimar'scher Stadtklatsch. Von dem Allen ist Nichts wahr, als daß die verwittwete Herzogin mich nach Tiefurt eingeladen und mit Kirschkuchen bewirthet hat, daß ihre Hofdame, das malitiöse Fräulein von Göchhausen, mich durch den Park geführt und mir eine Rose geschenkt, daß Herder sich freundschaftlich über meinen Carlos geäußert, daß Wieland mir eine seiner vielen Töchter zur Frau geben möchte, und daß ich jeden Tag Professor ohne Gehalt und Honorar in Jena werden kann."

„Doch wie stehst Du mit Frau von Kalb?" fragte der Freund, verwundert über das Schweigen, womit Schiller gerade diesen Punkt überging. „Du mußt schon meine Indiscretion verzeihen, aber Du weißt, wie sehr mich Dein Schicksal und gerade dies Verhältniß interessirt."

„Ich kann Dir nur wiederholen, was ich auf dieselbe Frage meinem guten Körner vor einigen Tagen erst geschrieben habe. Mein Verhältniß zu ihr ist, wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Frau von Kalb und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultats angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner, billiger Vernunftglaube, der der allein seligmachende ist. Es ist wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung."

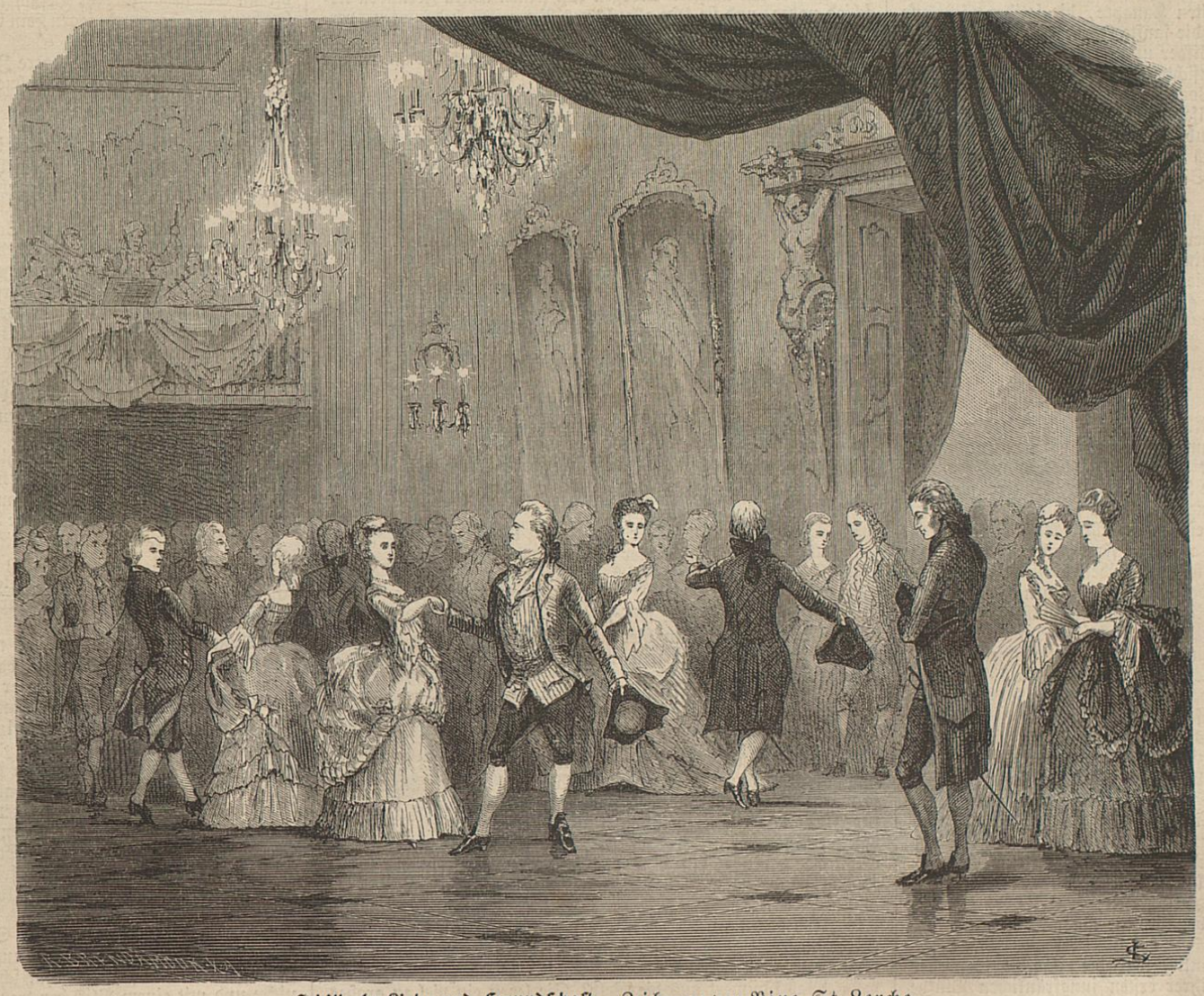
„Also Freundschaft und nicht Liebe, keine verzehrende Leidenschaft," entgegnete der jüngere Begleiter mit einem leichten Seufzer. „Fast beneide ich Dich um die objective Ruhe, womit Du Deine Empfindungen zergliederst und Dir von Deinen Gefühlen Rechenschaft gibst."

„Sie ist das Resultat schwerer innerer und äußerer Kämpfe, unter denen ich hart gelitten habe," versetzte Schiller abbrechend. „Genug davon! Laß uns lieber von Dir oder von Deinen Cousinen sprechen, auf deren nähere Bekanntschaft ich gespannt bin und mich freue. Erzähle mir, was Du von ihrem Lebensgange, von ihrem Geiste weißt."

Der Eifer, womit Wolzogen dieser Aufforderung entsprach, und die warme, fast begeisterte Schilderung, die er von seinen Verwandten, besonders von seiner älteren Cousine, der Frau von Beulwitz, jetzt entwarf, verriethen wider seinen Willen, daß er auch mehr, als ein verwandtschaftliches Interesse für die letztere empfand.

Wäre Schiller nicht durch den ihn aus mannichfachen Gründen noch immer aufregenden Gedanken an Frau von Kalb zerstreut worden, so hätte er gewiß ohne Mühe das sorgsam behütete Geheimniß des Freundes erfahren, der von einer tiefen und innigen Neigung für die geistvolle und bedeutende Frau hoffnungslos erfüllt war.

„Nach Allem, was Du mir mittheilst," sagte er, als Wolzogen eine Pause machte, „muß Deine Cousine Karoline eine



Schiller's Liebe und Freundschaft. Zeichnung von Vinc. St. Lerche.
„...Unerwartet stand Schiller auf der Redoute der reizenden Lotte gegenüber, die an dem Arme eines glücklichen Tänzers durch den Saal schwebte."

höchst interessante Erscheinung, und ihre Schwester Lottchen ein reizendes Mädchen sein, wie geschaffen, um einen Mann zu beglücken. Selbst der kleine Anstrich einer geistigen Coquetterie, den Du ihr zuschreibst, wäre ganz nach meinem Geschmacke. Ich gestehe Dir ganz offen, daß ich diese Beigabe an den Frauen nicht ungern sehe, wenn sie nur sonst nicht das Maß des Erlaubten überschreitet."

„O, es fehlt der Kleinen auch nicht an Talent; sie zeichnet allerliebste Landschaften und macht ganz artige Gedichte, ohne sich darauf etwas einzubilden. Dabei ist sie einfach, bescheiden, natürlich und wahr."

„An Deiner Stelle," scherzte Schiller, „würde ich das Mädchen auf der Stelle heirathen."

„Wo denkst Du hin?" entgegnete Wolzogen erröthend, „Lottchen ist ja noch ein Kind, erst achtzehn Jahre alt."

„Ich stelle es mir reizend vor, solch ein jugendliches Herz zu bilden, die ersten Keime der Liebe in den unentweihten Boden zu pflanzen."

„Und mich zieht gerade die vollkommene Blüthe an, ein gereiftes und vollendetes Frauenleben, wie es meine ältere Cousine bietet. Solch eine großartig angelegte, in sich abgeschlossene und klare Natur übt einen großen Reiz auf mich. Das Leid hat sie verklärt, und der Kampf mit dem Geschick sie veredelt und gehoben."

„Ich hörte doch, daß sie glücklich verheirathet, und daß Herr von Beulwitz ein ebenso gebildeter als tüchtiger Mann sei."

„Das wohl," entgegnete Wolzogen gedehnt, „trotzdem glaube ich nicht, daß Karoline sich glücklich fühlt. Mir scheint, daß sie geistig ihrem Gatten zu sehr überlegen ist, um sich durch ihn befriedigt zu fühlen. Auch vermißt sie an ihm jene Zartheit, die ihr doppelt Noth thut, da sie überaus reizbar ist und schon seit Jahren an einer Nervenverstimmung leidet, die sie sich unvorsichtiger Weise durch ein kaltes Bad zugezogen hat."

Unter solchen Gesprächen näherten sich die beiden Reiter dem Ziel ihrer Reise. In einiger Entfernung erblickten sie bereits Rudolstadt mit seinem auf einer Anhöhe gelegenen Schloß. An dem Fenster eines Hauses bemerkten sie zwei Frauen. Sie erkannten ihren Vetter Wolzogen, trotzdem er aus Scherz den Mantelkragen hoch aufgeschlagen hatte, um sein Gesicht vor ihnen zu verbergen; dagegen war ihnen Schiller, den sie nur flüchtig in Mannheim gesehen hatten, vollkommen aus dem Gedächtniß geschwunden und gänzlich fremd. Ihre Neugier wurde jedoch bald befriedigt, als Wolzogen seinen Freund ihnen und der würdigen Mutter vorstellte. Unbefangen hießen ihn die Damen willkommen und luden ihn zum längeren Verweilen ein. Schnell fühlte sich auch der Dichter in der traulichen Häuslichkeit heimisch, und noch schneller gelang es ihm, die Gunst der liebenswürdigen Schwestern zu gewinnen; wozu allerdings der ihm vorangehende Ruf und die warme Empfehlung des Vetters beitrug.

Ihn selbst muthete Alles hier so freundlich an, das behagliche Zimmer mit dem alten Kanapee, die soliden Schränke von braunem Nußbaumholz, die sanfte Farbe der einfachen, aber geschmackvollen Tapeten, die Bilder und Zeichnungen von Lottens kunstgeübter Hand, meist Ansichten aus der ihr unvergeßlichen Schweiz. Die niedlichen Porzellanfiguren auf dem Kamin, Götter und Göttinnen, Schäfer und Schäferinnen im Rococostüm. Das Alles war so sauber und reinlich, so einladend und ansprechend, daß man sogleich das Walten zarter und gebildeter Frauen, einen künstlerischen Sinn selbst in den geringsten Kleinigkeiten erkannte.

Auch die Lage der Wohnung und die gebotene Aussicht war höchst romantisch und trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit verlockend. Das Haus lag auf einem kleinen, mit Obstbäumen bepflanzten Hügel, der gegen die rauhen Winde Schutz gewährte. Die vordere Seite hatte einen großen Hof, der von einem kleinen Garten begrenzt war. Vor Schiller's Blicken erhob sich ein fürstliches Lustschloß und zur Rechten eine alte Kirche mit einem schönen Thurm. Aus der Ferne grüßten die blauen Berge des Thüringer Waldes mit ihren dunklen Wäldern und zerfallenen Burgen.

Mehr noch, als dies Alles fesselte Schiller das reizende Schwesterpaar, die sich gleichsam zu ergänzen schienen und sich zu einander wie die Knospe zur Blüthe, wie die Ahnung zur Erfüllung verhielten. Die ältere Karoline war kleiner, aber voll Grazie in jeder ihrer Bewegungen, weniger schön, als interessant und anziehend, mit jenem eigenthümlichen Reiz ausgestattet, den man gerade bei leidenden, nervösen Frauen häufig findet.

In ihren dunklen Augen lag eine leidenssanfte Schwermuth, eine süße Melancholie, verbunden mit einer seltenen Herzensgüte, mit jenem echt weiblichen Mitleid für menschliche Schwächen. Ihre Hände waren von wunderbarer Feinheit und ausnehmender Zierlichkeit, wie geschaffen, um die Lebenskarten ihrer Freunde zu mischen und den verwirrtesten Knoten zart zu lösen. Die Grazie ihres Gesprächs und der einschmeichelnde Wohllaut ihrer Stimme berührten Schiller auf das angenehmste.

Mit dem Gedanken eines frühen Todes durch ihr Leiden vertraut, hatte sie nur das einzige Bestreben, Andern eine Freude zu bereiten, indem sie ihr Glück in dem Glücke ihrer Freunde suchte und fand. So erschien sie schon durch ihr eheliches Verhältniß als eine jener innerlich unbefriedigten, gebrochenen Frauennaturen, die darum unwillkürlich die höchste Theilnahme erwecken, ganz Seele, Verständniß für die Ideen und Empfindungen Anderer, mit einem Anstrich schwärmerischer Sentimentalität, voll Hingebung und Opferfähigkeit, zu Extremen geneigt, so daß der tiefste Schmerz oft bei ihr mit übermüthigem Scherze schnell wechselte.

Verschieden und doch ähnlich war die jüngere Schwester Charlotte, die damals in ihrer ersten jungfräulichen Blüthe stand. Schlank und groß, von anmuthiger Gestalt, glich sie einer jugendlichen Pallas Athene, weshalb sie wohl auch von den nähern Bekannten im Scherz nur „die Weisheit" genannt wurde, während Karoline „die Bequemlichkeit" hieß. Eine piquante Brunette mit blauen, seelenvollen Augen, bezauberte Lotte durch jene „coquetterie d'esprit", die Schiller an den Frauen so reizend fand.

Vielleicht weniger interessant, als Karoline, besaß sie dafür mehr Natürlichkeit, körperliche und geistige Gesundheit, Frische und Lebendigkeit, vor Allem aber jene innere Einheit im Denken und Empfinden, die schöne Harmonie des Herzens und des Geistes, welche so wohlthuend auf Alle wirkte. Trotz der ihr angeborenen Bescheidenheit zeigte sie eine gewisse Selbstständigkeit des Charakters und Urtheils, einen Drang nach Freiheit und Widerwillen gegen die Despotie des Glaubens, der Politik und der Gesellschaft. Vor Allem liebte sie die bildenden Künste, mit denen sie sich gern und eifrig beschäftigte.

Beiden Schwestern gemeinsam war der Drang nach Bildung, die Begeisterung für alles Große und Schöne, der feine Sinn für Natur und Posie. Wenn auch in einfachen Verhältnissen aufgewachsen und erzogen, fehlte es ihnen nicht an bedeutenden Eindrücken und Anregungen, an interessanten Bekanntschaften, da sie sich stets in der auserlesensten Gesellschaft bewegten und mit den bedeutendsten Männern und Frauen, wie Goethe, Frau von Stein, Herder und Wieland, verkehrten, die zu den Freunden der angesehenen Familie zählten. Auch die weltgewandte Mutter erschien trotz ihrer Zurückhaltung und einer gewissen Förmlichkeit bei näherer Bekanntschaft so liebenswürdig und herzensgut, daß Schiller sich zu der alten Dame besonders hingezogen fühlte.

In einem solchen Kreise mußte sich bald eine ebenso belebte als interessante Unterhaltung entwickeln, wozu die Schriften des Dichters ungesucht den Stoff boten. Lotte gestand ihm, daß sie seine „Räuber" mit Entzücken gelesen, während Karoline seine Briefe von „Julius an Raphael" mit dem feinsten Verständniß bevorzugte. Er selbst sprach von seinem neuesten Drama „Don Carlos", von seinen übrigen Arbeiten, wobei er die vielen Störungen beklagte, die ihn in Weimar an der letzten Feile derselben hinderten.

„Sie sollten nach Rudolstadt kommen," sagte Lotte unbefangen. „Hier würden Sie gewiß die nöthige Ruhe finden."

„Der Vorschlag klingt höchst verlockend," entgegnete Schiller. „Ich denke mir die Gegend im Sommer entzückend."

„Und wenn Sie nicht in der Stadt leben wollen, so wird es nicht schwer halten, in der Umgegend auf dem Lande ein passendes Quartier für Sie zu finden. Wenn Sie sich entschließen, so will ich mich in der Zeit darnach umsehen."

„Ich habe in der That die größte Lust, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen."

Der Eintritt der Mutter und ihre Einladung zu einem kleinen, improvisirten Mahle unterbrach die Unterhaltung nur auf einen Augenblick, und bei Tische wurde sie bald wieder eine allgemeine.

An Stoff mangelte es nicht, da die höchst gebildete und angesehene Familie mit dem Weimar'schen Hof, den dortigen aristokratischen und den literarischen Kreisen in vielfacher Verbindung stand. Mit dem Austausch der Gedanken, Meinungen und Urtheile wechselten künstlerische und besonders musikalische Genüsse, womit die beiden Schwestern als ausgezeichnete Clavierspielerinnen ihre Gäste erfreuten und entzückten.

Durch Alles, was er hier sah und hörte, fühlte sich Schiller in angenehmster Weise angesprochen, indem er seit langer Zeit wieder zum ersten Mal das Glück einer stillen, friedlichen Häuslichkeit, eines geordneten Familienlebens genoß, das er seit seiner Flucht aus dem Vaterhause schmerzlich vermißte, und wofür ihn selbst der Verkehr mit Frau von Kalb nicht völlig entschädigte, um so weniger, da sie selbst in vielfach zerrütteten Verhältnissen lebte.

Als er am nächsten Morgen von seinen neuen Freunden Abschied nahm, und sie sein allzukurzes Verweilen bedauerten, versprach er, seinen Besuch zu wiederholen und wo möglich den nächsten Sommer in Rudolstadt zu verleben; was besonders das anmuthige Lottchen zu freuen schien.

Noch ganz erfüllt von den heitern Eindrücken und angenehmen Erinnerungen kehrte er froh gestimmt nach Weimar zurück, nachdem er sich von dem Freunde getrennt, der, mit dem Bilde Karolinens in seinem Herzen, nach Stuttgart eilte, da sein Urlaub bereits abgelaufen war.

IV.

Ein Stammbuchblatt.

Gleich nach seiner Ankunft suchte Schiller die verlassene Frau von Kalb auf, die ihn bereits mit Ungeduld erwartete und ihn mit Vorwürfen wegen seines langen Ausbleibens empfing.

„Es war doppelt Unrecht," sagte sie, „da ich jetzt mehr, als je auf Sie angewiesen bin."

„Verzeihen Sie," bat er, „aber ich konnte den Bitten Wolzogen's nicht widerstehn; er hat mich zu einem Ausflug nach Rudolstadt verführt, wo ich die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Familie gemacht habe, die auch Ihnen, wie ich dort erfuhr, nicht fremd ist."

„Gewiß Frau von Lengefeld und ihre Töchter. Wie haben Ihnen die jungen Damen gefallen?"

„So gut," erwiederte er offen, „daß ich fast entschlossen bin, den nächsten Sommer in ihrer Nähe zu verleben."

„Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein," entgegnete Frau von Kalb empfindlich.

„Warum nicht? Sie wissen, daß ich in Weimar Nichts versäume und mich ohnehin hier nicht wohl fühle. Ich werde in Rudolstadt ungestört arbeiten, meinen Geisterseher und meine geschichtlichen Studien beenden."

„Und ich kann unterdessen hier vor Langeweile sterben, da meine besten Freunde, Sie und Frau von Stein, mich verlassen wollen."

„Aber mein Gott," fragte Schiller, „was hindert Sie denn, ebenfalls nach Rudolstadt zu gehn? Wenn ich Ihnen rathen darf, so würde ich Ihnen den Aufenthalt in der gesunden Gebirgsluft für Ihre angegriffene Gesundheit dringend empfehlen. Sie finden daselbst Alles, was Sie bedürfen, eine schöne, reizende Natur, wohlthuende Ruhe, ein stilles, einfaches Leben, fern von jedem Zwang, und angenehme Bekannte, die Ihre Freunde werden könnten."

„Und doch kann ich Ihren guten Rath nicht annehmen. Was würde die Welt dazu sagen, wenn ich in Ihrer Begleitung nach Rudolstadt gehn würde?"

„Was kümmert uns die Welt? Sie legen ein viel zu großes Gewicht auf das erbärmliche Geschwätz der Leute."

„Sie vergessen, daß ich nicht allein stehe, daß ich Rücksichten auf die Gesellschaft und auf meine Familie zu nehmen habe. Man spricht bereits über unser Verhältniß, mein Schwager, der Präsident von Kalb, hat einige Winke fallen lassen, daß man sich über uns moquirt. Wenn er dem Major schreibt, der im Punkt seiner Ehre äußerst empfindlich ist —"

„Wir haben weder ihn, noch das Urtheil der Welt zu scheuen," unterbrach sie Schiller. „Der Major kennt die Reinheit unserer Freundschaft und billigt sie. Er ist nicht eifersüchtig und trotz seiner sonstigen Schwächen zu edel, um gemeinen Klätschereien Gehör zu schenken."

„Dennoch müssen wir den Schein vermeiden und Alles unterlassen, was auch nur den leisesten Verdacht auf uns werfen kann."

„Der Schein und immer wieder der Schein," brauste Schiller auf. „Wann werden Sie endlich aufhören, diesem Phantom sich und Andere zu opfern? Ihr ganzes Leben ist aus eitlen Rücksichten zusammengesetzt, und deshalb können Sie nie frei und glücklich werden."

Ein Thränenerguß machte dem unerquicklichen Streit ein Ende, der wie gewöhnlich wieder mit einer nicht allzu langen dauernden Versöhnung zwischen Beiden schloß.

Mehr, als je aber sehnte sich Schiller in jener Zeit nach innerem Frieden, nach dem Glück einer friedlichen Häuslichkeit, die ihm sein Verkehr mit Frau von Kalb, wie er klar empfand, nicht gewähren konnte. Weder die ihm gebotenen Zerstreuungen, noch seine Arbeiten genügten ihm, und von neuem versank er in die alte hypochondrische Schwermuth.

„Alle meine Triebe zum Leben und zur Thätigkeit," schrieb er damals seinem Freunde Körner, „sind in mir abgenutzt. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die ganz aus mir entschwunden ist, wenn ich nicht die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen."

In dem Leben Schiller's, wie früher oder später in dem Leben jedes Mannes, war der bedeutsame Augenblick eingetreten, in der sich unwillkürlich das Streben nach einem neuen Dasein, nach einer ungetheilten Liebe, nach einem befriedigenden Abschluß offenbarte. Er fühlte sich vereinsamt, verlassen, von einem unbestimmten, sehnsuchtsvollen Drang erfüllt. Unbewußt nährte er in seiner Seele das verlockende Bild einer schönen Häuslichkeit an der Seite eines ihm ausschließlich gehörenden treuen Weibes, geschützt vor den aufreibenden Kämpfen und Stürmen des Lebens.

Noch hatten diese Träume und Ahnungen keine bestimmte Form gewonnen, noch fehlte ihnen das feste und sichere Ziel, aber ein ahnungsvolles Verlangen zitterte durch seine Seele, wie die erste Wehen der Frühlingslüfte, die den Schnee schmelzen und die verborgenen Blüthenkeime wecken.

In dieser Stimmung sah er auf einem Spaziergang in dem Park unerwartet Lotte Lengefeld wieder, die mit ihrer Freundin, einem Fräulein von Holleben, nach Weimar zu Besuch gekommen war. Die sanfte Röthe ihrer Wangen, ihre von Freude strahlenden Augen sagten ihm, daß ihr diese Begegnung nicht unangenehm war.

„Sie hier?" rief er freudig überrascht. „Wie geht es Ihren Angehörigen?"

„Sie haben mir die herzlichsten Grüße für Sie aufgetragen," versetzte sie anmuthig lächelnd.

„So haben sie mich noch nicht ganz vergessen."

„Im Gegentheil," erwiederte sie unbefangen. „Wir haben oft an Sie gedacht. Ihr Besuch war eine zu angenehme Unterbrechung, ich darf wohl sagen, ein Ereigniß in unserm einförmigen Leben."

„Und gedenken Sie längere Zeit in Weimar zu verweilen?"

„Einige Wochen. Ich wohne bei Frau von Imhof, die Ihnen gewiß bekannt sein wird, da sie die Schwester der Frau von Stein ist."

„Wenn Sie gestatten, werde ich Sie bei ihr besuchen."

„Das kann mir nur angenehm sein," versetzte sie leicht erröthend. „Ich habe darauf gerechnet, daß wir uns öfters sehen werden."

„Dieses Wort," entgegnete Schiller in einer seiner hypochondrischen Anwandlungen, „erweckt die schönsten Aussichten für die Zukunft und läßt mich die traurige Gegenwart vergessen."

Schiller beeilte sich, sein Versprechen wahr zu machen, und Lotte kam ihm mit dem alten Vertrauen entgegen. Im Laufe ihrer natürlichen, anmuthigen Unterhaltung bat sie ihn, für ihre Lectüre zu sorgen, da sie trotz vielfacher Zerstreuung das Bedürfniß nach einer höheren, geistigen Nahrung empfand.

Er empfahl ihr nicht ohne Absicht den bekannten Roman „Tom Jones" von dem englischen Humoristen Fielding, von dem sie entzückt war. Besonders bewunderte sie die Heldin der Erzählung, die unschuldige „Sophie Western," eins der „süßesten Mädchenideale", als Vorbild treuer, inniger Liebe. Schiller stimmte ihr bei und freute sich an ihrem gesunden und verständigen Urtheil, wogegen sie sich seine Belehrungen gern gefallen ließ.

Oefters, wenn er am persönlichen Erscheinen verhindert war, oder sie nicht in ihrer Wohnung von ihm angetroffen wurde, schrieb er ihr ein kleines scherzhaftes Billet, daß sie in derselben Weise erwiederte, woraus eine durchaus harmlose Correspondenz sich entwickelte.

Außerdem fehlte es nicht an mannichfachen gesellschaftlichen Berührungen zwischen Beiden, bald im Hause der Frau von Imhof, bald bei deren Schwester, der Frau von Stein, der geistvollen Freundin des noch immer abwesenden Goethe.

Schiller führte Lotte auch bei Frau von Kalb ein, und das holde Mädchen schwärmte mit jugendlicher Begeisterung für die große, geniale Erscheinung, zu der sie voll Verehrung emporblickte.

Selbst zum Besuch eines Balles verführte ihn die Gegenwart des holden Kindes, und unerwartet stand Schiller auf der Redoute der reizenden Lotte gegenüber, die an dem Arme eines glücklichen Tänzers durch den Saal schwebte, mit glühenden Wangen und dem Lächeln der befriedigten Eitelkeit über die ihr von allen Seiten dargebrachten Huldigungen, ein Bild der frohen, frischen Jugend.

Bei diesem Anblick empfand Schiller ein Gefühl von Eifersucht, aber die peinliche Empfindung schwand eben so schnell, wie sie entstanden war, als sie ihm schon von weitem freundlich zunickte und mit einem Blick der treuen Augen grüßte.

Bald war er an ihrer Seite und im lebhaften Gespräch, in dem er sich darüber beklagte, daß er sie, besonders in der letzten Zeit, mehrere Male verfehlt hatte.

„Das thut mir aufrichtig leid," entschuldigte sie sich mit liebenswürdiger Offenheit. „Aber Sie wissen wohl selbst, wie es geht, wenn man an einem fremden Ort ist und weniger von sich selbst abhängt."

„Mein Verlust ist um so größer und empfindlicher," entgegnete er, „da ich gehört habe, daß Sie uns leider schon in einigen Tagen wieder verlassen wollen."

„Ich theile Ihre Gefühle um so mehr, da ich fast die Hoffnung aufgeben muß, Sie in Rudolstadt bei uns auf längere Zeit zu sehn, wie Sie uns versprochen hatten. Sollte Ihnen Ihr Versprechen leid thun?"

„Das sicher nicht, aber ich fürchte, daß meine Arbeiten und die Verhältnisse mich zu meinem innigsten Bedauern in Weimar länger halten werden, als ich geglaubt."

„Ich dachte mir es so schön," erwiederte sie traurig, „daß Sie manchen schönen Morgen, manchen stillen Abend sich mit uns der schönen Natur freuen würden und welche Freude Sie uns durch Ihre Gesellschaft machen könnten. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß mir diese Aussicht den Abschied leichter gemacht hätte." *)

„Auch ich," erwiederte Schiller ernst, „sehe Sie ungern scheiden. So wenig Augenblicke Ihres Hierseins auch die meinigen waren und die meinigen sein konnten, so war Ihr Hiersein doch schon allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehn, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles dieses."

„Wenigstens darf ich Ihre Freundschaft mit mir nach Rudolstadt nehmen. Sie soll mich für Ihre Abwesenheit entschädigen."

„Lassen Sie immerhin das kleine Samenkorn nur aufgehn; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird," versetzte Schiller mit eigenthümlichem Lächeln.

„Wie?" rief Lotte hoch erfreut. „Wenn ich Sie recht verstanden, so geben Sie noch nicht den Plan auf, zu uns nach Rudolstadt zu kommen und den Sommer in unserer Nähe zu verleben!"

„Ich habe wenigstens den besten Vorsatz, das Versäumte nachzuholen. Auch fühle ich das Bedürfniß, mich aus meiner jetzigen Stimmung herauszureißen. Ich weiß recht gut, wie zusammengeknickt und gebrochen ich oft in Ihrer Gegenwart gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas Weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen erscheinen konnte. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen Etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben."

„Sie beschämen und erfreuen mich zugleich durch Ihr Bekenntniß. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich wirklich dazu beitragen könnte, Ihre Stimmung zu verbessern und Sie aufzuheitern."

„Auch in Ihrer Seele werde ich lesen und ich freue mich im voraus, mein gnädiges Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken miteinander sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung sein. Sie haben mir selbst gesagt, daß eine ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schöner Natur Ihre Wünsche ausfüllen könnte. Hier wäre schon eine Uebereinstimmung zwischen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann sich mit keinem anderen vertragen."

„Wenn das wirklich der Fall ist," erwiederte sie mit schalkhaftem Lächeln, „so werde ich mich gleich bei meiner Ankunft nach einem Quartier für Sie umsehn."

„Damit werden Sie mir jedenfalls einen großen Gefallen erweisen, vorausgesetzt, daß ich nicht zu fern von Ihnen wohnen darf. Wenigstens hoffe ich, daß Sie dabei sich meiner erinnern werden. Damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen zuweilen sage, wann meine Phantasie mit Ihnen beschäftigt ist. Keine Correspondenz, Gott bewahre! das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Einmal aber müssen Sie mir Nachricht geben, ob ich das bewußte Logis erhalten kann."

„Das verspreche ich Ihnen gern, wogegen Sie auch mir eine Bitte erfüllen müssen."

„Mit tausend Freuden, wenn Sie mir nur sagen wollen, was ich für Sie thun kann."

„Ich wünsche ein Andenken von Ihrer Hand, eine Erinnerung an die zwar nur kurzen, aber schönen Stunden, die ich in Weimar in Ihrer Gesellschaft verlebt habe. Darf ich Ihnen mein Stammbuch zuschicken, damit Sie sich einschreiben?"

„Sie erweisen mir selbst den größten Gefallen damit, indem Sie mir gestatten, mich zu der Zahl Ihrer Freunde rechnen zu dürfen. Jetzt aber will ich Sie nicht länger vom Tanz zurück halten, obgleich ich mich einer geheimen Furcht nicht erwehren kann, wenn ich das, was mir lieb ist, durch eine Reihe fliegen sehe, die mir nicht lieb ist. Doch vor dem Sehen werde ich mich wohl hüten und deshalb will ich lieber gehn."

„Das sollen Sie nicht; ich werde auf den Tanz verzichten."

„Ein solches Opfer darf ich nicht annehmen. Leben Sie wohl, mein gnädiges Fräulein, und vergessen Sie nicht das Stammbuchblatt."

Am nächsten Morgen schrieb Schiller für seine junge Freundin die bekannten Verse nieder, in denen sich seine damalige Empfindung wiederspiegelt:

„Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft — so, Lotte, spielt um Dich die Welt,
Doch so, wie sie sich malt in Deinem Herzen,
In Deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
Die jeder Deiner Blicke siegreich zählt,
Die Deine sanfte Seele Dir erzwungen,
Die Statuen, die — Dein Gefühl beseelt,
Die Herzen, die Dein eignes Dir errungen,
Die Wunder, die Du selbst gethan,
Die Reize, die Dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest Du für Schätze diesem Leben,
Für Tugenden den Erdenbürgern an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'gem Talisman,
Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn — der diesen trotzen kann.
Froh taumelst Du im süßen Ueberzählen
Der Glücklichen, die Du gemacht, der Seelen,
Die Du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen Dich herab.
Den Blumen gleich, die Deine Beute schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken —,
Betrachte sie — doch pflücke sie nicht ab!
Geschaffen nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu Deinen Füßen liegen,
Je näher Dir — je näher ihrem Grab."

(Fortsetzung folgt.) [2769]

*) Die eigenen Worte Lotte's und Schiller's.

Die Namen der Wochentage.

Von Frhrn. **von Reinsberg-Düringsfeld.**

II.
Montag.

Der Tag, welcher dem Sonntag folgt und deshalb in allen slavischen Mundarten „Nach dem Nichtarbeitstag" (serbisch ponedeljak, czechisch pondělek), in deutschen Urkunden des Mittelalters häufig „Afftersonntag" (hinter dem Sonntag) heißt, ist nach dem Brauch der abendländischen Kirche die zweite (feria secunda), nach dem der morgenländischen aber der erste Tag der Woche.

Auch die Magyaren bezeichnen ihn als „Haupt der Woche" (hétfö), während ihn alle germanischen und die meisten romanischen Völker nach dem Monde, dem er einst geweiht war, „Tag des Mondes" oder „Montag" nennen*). Nur in Schwaben wird er, in der Gegend von Hohenstaufen, Guomtak, wie in der Appenzeller Mundart Guonti oder Gwöntig (Gutentag) genannt, weil er als Nachsonntag gefeiert ward, und bei den Portugiesen heißt er segunda feira oder zweiter Tag.

Am bekanntesten von allen Montagen des Jahres ist unstreitig der „blaue", obwohl sich die Bedeutung dieses Beinamens noch immer ebenso wenig mit Sicherheit angeben läßt, wie der Tag, der eigentlich darunter zu verstehen ist.

Denn in den Niederlanden war es ursprünglich der Montag nach Sonntag Invocavit, in Deutschland der Montag vor Aschermittwoch, wogegen in Schlesien, wie in Ostpreußen vorzugsweise der Montag nach Palmsonntag der „blaue" genannt wird, und bei den Handwerksgesellen bis in neuester Zeit die Unsitte herrschte, aus jedem Montagnachmittag einen „blauen" zu machen.

Daher hat auch die Bezeichnung „blau" die verschiedensten Deutungen erfahren. Nach Einigen rührt sie von der Gewohnheit der katholischen Kirche her, während der Fastenzeit, die für die Geistlichen schon am Montag nach Estomihi begann, die Altäre blau zu behängen; nach Anderen erklärt sie sich aus dem Nebensinn des Wortes blau, welcher sich noch in den Redensarten: ins Blaue (d. h. ins Leere) reden oder schießen und blau machen, statt feiern, erhalten hat. Noch Andere sind auf den Einfall gekommen, die blauen Röcke, welche in manchen Zünften die Gesellen trugen, wenn sie zum Tanzgelage in die Herbergen zogen, oder wohl gar die blauen Flecke, welche nicht selten die Folgen derartiger gemüthlicher Zusammenkünfte waren, als Grund des Namens anzuführen.

Gewiß ist, daß der blaue Montag, gegen welchen schon im 12. Jahrhundert Verbote erlassen wurden, weil er der ausgelassensten Fröhlichkeit geweiht war, das Beiwort „blau", d. h. „leer" oder „unnütz" verdient, und daß die Redensart „blauen Montag halten", oder wie man in Frankreich, Italien und Böhmen sagt: „den Montag halten", überall soviel wie müßiggehen bedeutet.

Die Schweden und Dänen haben statt dieses in Deutschland und den Niederlanden üblichen „blauen" Montags einen „freien", die Engländer einen „heiligen" (saint-monday) oder „Schuhflicker-Montag" (cobbler's-monday), und die Magyaren einen „Ruhe-Montag"; die Reihe der jährlichen blauen Montage beginnt aber in Schottland mit dem handsel-monday, Trinkgeld-Montag, und in Belgien mit dem verloren maendag oder lundi perdu (verlorenen Montag). Der erstere fällt auf den Montag nach Neujahr, der letztere auf den Montag nach Epiphania (6. Januar), und beide werden von den unteren Klassen des Volkes dazu angewandt, um Neujahrsgaben einzusammeln und — zu verjubeln. Von den Kupfermünzen, die in der Regel das Neujahrsgeschenk ausmachen, heißt der verlorene Montag im Limburgischen der „Kupfer-Montag" (koperenmaendag); von dem Unfug und Lärmen, der von diesem Tage unzertrennlich ist, in Geldern der „Ras-Montag" (von rasen, toben), in Ostflandern der „Narren-Montag" (zotten maendag), und von dem Jubel, der dabei herrscht, in Brabant der „fröhliche Montag" oder blyde maendag.

Ueberhaupt ist dieser Montag der namenreichste des ganzen Jahres. Dem Evangelium des Tages, der Flucht nach Egypten, die an manchen Orten bildlich dargestellt wurde, verdankte er im Mittelalter die Bezeichnung „egyptischer Montag"; der Gewohnheit, an ihm einen feierlichen Umzug mit einem Pfluge zu halten, die in England heimische Benennung plough-monday, witch-monday oder plough-witch-monday, Pflug-Montag, und der ehemaligen Bestimmung, in Gemeinden und Zünften als Wahl- oder Schwörtag zu dienen, die in den Niederlanden noch jetzt üblichen Namen „verkorener" oder „verschworener" Montag.

Letzterem entspricht in Nordfrankreich der lundi du parjuré, Montag des Meineidigen, dessen Ursprung man in Douai folgender Begebenheit zuschrieb.

Während der letzten Jahre der spanischen Herrschaft lebte in Douai ein reicher Schöffe, Van Elshoet, der Wittwer war und nur eine Tochter, Marie, besaß, welche er auf das zärtlichste liebte und mit der größten Sorgfalt erzog. Als sie achtzehn Jahre alt war, und der Vater, aus Furcht sie zu verlieren, bereits mehrere der vortheilhaftesten Heirathsanträge für sie ausgeschlagen hatte, lernte sie 1664 auf einem Balle, den der Gouverneur, Don Juan de Mello, gab, dessen Neffen, Rodriguez de Mello, einen der elegantesten Cavaliere am Hofe Karl's II., kennen. Marie, welche für die schönste Erscheinung in der Stadt galt, gefiel dem jungen Spanier nicht minder, wie er ihr. Er zeichnete sie bei jedem der Feste, die gerade in jenem Jahre besonders häufig stattfanden, auffallend aus und wußte das unschuldige Mädchen bald so zu bethören, daß es ihm, ohne es dem Vater zu sagen, gestattete, es zu besuchen. Der Vater, welchem das Liebesverhältniß seiner Tochter nicht entging, suchte es zwar nach Kräften vor den Augen Anderer verborgen zu halten, drang aber doch in die Tochter, den Tag zur öffentlichen Verlobung zu bestimmen, damit die Ehre seines Namens vor jeder möglichen übeln Nachrede gewahrt bleibe.

Rodriguez, der inzwischen unter dem Vorwande, die Einwilligung seiner Mutter zu seiner Verheirathung mit der Schöffentochter zu holen, nach Spanien abgereist war, hatte der Geliebten bei der Trennung geschworen, bis zum St. Simeonstage (5. Januar) zurück zu sein, und der Vater Mariens setzte daher den Montag nach diesem Tage zum feierlichen Verlöbnißfeste an.

Der Einladung des reichen Schöffen gemäß versammelten sich am genannten Tage zahlreiche Gäste in dem festlich geschmückten Hause, die Musik spielte unter den Fenstern der Braut, doch Alles wartete vergeblich auf das Erscheinen des jungen Paares. Endlich öffnete man das Gemach Mariens und fand sie mit Blumen und Juwelen geschmückt auf ihrem Bette liegend, aber bleich und — todt.

Seit jener Zeit beging man den Jahrestag des Todes der schönen Marie Van Elshoet festlich und nannte ihn le lundi du parjuré. Da aber dieser Tag auch in anderen Städten von Französisch-Flandern unter demselben Namen bekannt ist, und die Art seiner Feier mit der des verzworen oder verloren maendag in Vlaemisch-Belgien völlig übereinstimmt, dürfte wohl das Fest in Douai in Wirklichkeit ebenso wenig von dem unglücklichen Liebesfall herrühren, wie die Feier des Koppelmaandag in Nordbrabant von der ihr zu Grunde gelegten Sage.

Das Volk erzählt nämlich, ein Burgherr von Haarlem, der durch seine Grausamkeit und Erpressungen den Haß der ganzen Umgegend auf sich gezogen hatte, sei endlich in seinem Schloß belagert und zur Uebergabe gezwungen worden. Da aber der Feind der Burgfrau gestattet habe, mit ihren kostbarsten Sachen, die sie auf einmal tragen könnte, frei das Schloß zu verlassen, habe diese ihren Ehemann in eine Kiste gepackt und auf ihrem Rücken zum Thore hinausgetragen, weshalb die dortigen Frauen zur Erinnerung an diese That noch heutiges Tages am Koppelmaandag oder Montag nach Epiphania unumschränkte Herrinnen im Hause sind und von ihren Männern beschenkt werden müssen.

Ueber die Bezeichnung des Tages selbst herrscht ebenso viel Ungewißheit, wie über seine anderen Beinamen. Nach Einigen soll sie sich auf das Evangelium des nächstfolgenden Sonntags, die Hochzeit von Kanaan, beziehen, welche ehemals Koppeling genannt wurde, nach Anderen jedoch eine Verstümmelung von Koppermaandag sein, das die Holländer ihrerseits bald vom alten Zeitwort kopperen, fröhlich feiern, bald von kop, Schale, Becher, herleiten, so daß also der Name „Becher-Montag" bedeutet.

Während aber dieser Montag den Frauen Brabants Geschenke bringt, nöthigt der „Mädchen-Montag" (meisjens oder meiskens maendag), der auf den Sonntag Estomihi folgt, die unverheiratheten Mädchen Flanderns in Brügge und Kortryck, denen Geschenke zu geloben, welche Gebrauch von dem an diesem Tage einem Jeden zustehenden Rechte machen, sie irgendwo einzuschließen.

Derselbe Montag wird in Daun in der Eifel der „Weiber-Montag" genannt, weil an ihm die Frauen ehemals im Orte herumzogen, um den „Fastnachtsbraten aufzuheben", und dabei eine gewisse Summe aus der Gemeindekasse erhalten mußten, widrigenfalls sie den schönsten Baum im Walde fällen durften. Für den Erlös der Sammlung ward Abends im Wirthshause geschmaust und getanzt.

Denn der Montag nach Estomihi ist der „Fastnachts-Montag" oder „Fastelauns Mondag", an welchem bekanntlich Essen und Trinken eine Hauptrolle spielt, und wird daher nicht nur in den katholischen Gegenden Deutschlands, sondern auch in Frankreich und den Niederlanden als der „fette Montag" (französisch lundi gras, vlaemisch vette maendag) bezeichnet. In den Urkunden des Mittelalters hieß er aus demselben Grunde häufig der „Fraß-Montag" (Freß-Montag) und in der Bruderschaftsordnung der Schmiede- und Schlossergesellen zu Jena aus dem Jahre 1678 gleich den Montagen nach Cantate (4. Sonntag nach Ostern) und Simon Judä (28. Oct.) der „gute Montag". Dieser letztere Name, der in Osnabrück dem Montag vor Ostern gegeben wird, ist ihm in Luzern noch jetzt geblieben, während er in den rheinischen Städten von der Maskenlust, die an ihm besonders laut wird, allgemein den Namen „Rosen-Montag" (in Köln am Rhein Rosemoondag), d. h. Rase-Montag, erhalten hat.

In England, wo es Brauch ist, an diesem Tage Fleischschnitten (collops) mit Eiern zu essen, heißt er Collop-Monday, Fleischschnitt-Montag, und in Kiel der „Ascher-Montag", weil er als „Faschings-Montag" der Montag vor Aschermittwoch ist.

Der ihm vorangehende Montag, der vorletzte des Carnevals, ist in Florenz der Hauptbelustigungstag der Frauen und wird deshalb dort lunedì delle donne genannt.

Der darauf folgende Montag aber, der Montag nach Invocavit, führt von den an ihm üblichen Festlichkeiten in der Schweiz die Namen „Hirs-Montag" und „Block-Montag" (in Appenzell Plöchmèntig). Letzterer bezieht sich auf den Umzug mit einem schöngeschmückten Baumstamm oder Block, bei welchem allerlei Possen getrieben werden, und ersterer auf die in den Ortschaften des Entlibuchs herrschende Sitte, sich gegenseitig die sogenannten Hirs-Montagsboten zu schicken, wobei ehedem in der Regel Scheinkämpfe stattfanden, welchen der Tag seinen Namen verdankt (von mittelhochdeutsch hirzen, ein Stangentournier halten).

In ähnlicher Weise hat in Ashton under Lyne der früher dort gehaltene Umzug mit einer Strohfigur zu Pferde, die Abends verbrannt wurde und black Lad, schwarzer Bursche, hieß, dem Montag nach Ostern die Benennung Black-Lad-Monday, Schwarzer-Bursche-Montag, eingetragen, während derselbe in Nottingham, wo an ihm die sogenannte Middleton Jury die Grenzen und Wege der Stadt revidirt, den Namen Middleton-Monday führt.

Anderwärts heißt der Montag nach Ostern fast stets der „Oster-Montag", wie der Montag nach Pfingsten der „Pfingst-Montag". Nur die Slovenen bezeichnen den ersteren als den „großen Montag", die Mailänder als den „Engels-Montag" (lunedì dell' Angelo), während die Slovaken gleich mehreren anderen slavischen Stämmen den Pfingst-Montag „Heiliger Geist-Montag" nennen. Den Engländern ist dieser der „weiße Montag" (Whitmonday), wogegen sie den Oster-Montag, den sie für einen Unglückstag halten, in den „schwarzen Montag" (Black-Monday) umgetauft haben. Ebenso gilt den Schülern in England jeder erste Tag, wo sie nach den Ferien wieder in die Schule gehen müssen, als Black-Monday, und die Montage zu Pfingsten und Michaelis, wo die Dienstboten vor ihrem Wiedereintritt bei der neuen Herrschaft lustig leben, sind in Holstein als „Kalver-Mandage" (Kälber-Montage) verrufen.

In Gent ist der 2. Mai 1345, wo 1500 Tuchwalker von den Webern umgebracht wurden, noch heutiges Tages unter dem Namen kwaden maendag, schlimmer Montag, der blutige Schlachttag von Winoxbergen im Jahre 1206 aber als rooden-maendag, rother Montag, bekannt, und in Holstein wird jeder Montag eines Marktes der „Springe-Maandag", Spring-Montag, genannt, weil an ihm die Bauern und Kleinstädter, die den Markt dann vorzugsweise besuchen, tanzen und springen.

Auch bei den Leipziger Messen werden aus ähnlichem Grunde die Montage nach den Bauern-Sonntagen als die „Handwerker-Montage" bezeichnet, und in Erfurt pflegt man den Montag nach Jakobi (25. Juli), an welchem ehedem die fünf sogenannten „großen Handwerker" ihre Rathsmeister wählten, und noch jetzt aus alter Gewohnheit die Schuhmacher ihre Läden mit grünen Zweigen und Büschen schmücken, und die Erfurter gegen Mittag in den Steigerwald ziehen, um dort den Tag im Freien zu verleben, mit dem Namen „grüner Montag" auszuzeichnen.

In Northamptonshire nennt man den Montag nach Kreuzerfindung (3. Mai) alten Stils den „Kreuz-Montag" (Cross-

*) Französisch lundi, italienisch lunedì, spanisch lúnes, provençalisch dilùs, catalonisch dilluns, kömmt aus dem lateinischen Lunae dies oder dies Lunae; holländisch maandag, englisch monday, dänisch mandag, schwedisch måndag, isländisch mánadagr entspricht dem deutschen Montag (mittelhochdeutsch mântac, mæntac).

Monday) und in Hersfeld in Hessen den Montag, welcher in die Woche des dortigen Lullusfestes (16. October) fällt, den „Lullus-Montag“.

Der Montag vor Ostern, welcher im Harz der „faule“ heißt, führt fast in allen Ländern der Romanen den Beinamen der „heilige“, und der ihm folgende hat in Piemont vom Sonntag nach Ostern (Dominica in Albis) die Bezeichnung „in Albis“ angenommen, während der Montag vor Ascher-Mittwoch in den lateinischen Kirchendocumenten als Salax dies lunae angeführt wird. [2764]

Wer soll singen?

Von Elise Polko.

Gluck's Armida war vollendet. Der Componist hatte jede Nummer des Meisterwerks, auf besonderen Wunsch seiner hohen Schülerin, vorgespielt, alle jene reizenden und großartigen Melodien waren zuerst in den Gemächern Marie Antoinettens erklungen. Die Königin von Frankreich hatte Beifall geklatscht, und in dem eleganten Kreise ihrer Getreuen war ein lebhaftes Echo laut geworden. Die Oper in Paris, der man jährlich 150,000 Livres gewährte, unter der Bedingung, daß sie sich in allen Dingen nach dem Willen der Königin richte, erhielt den gemessenen Befehl, die Vorbereitungen zur Aufführung der Armida in der sorgfältigsten Weise zu treffen. Alle äußern Hindernisse waren somit dem großen Componisten aus dem Wege geräumt worden. Aber es schwebte leider noch eine brennende Frage von Mund zu Mund, die nicht durch einen königlichen Machtspruch erledigt werden konnte, nämlich nach der Besetzung der Rolle der Armida selber.

Es gab damals nur zwei Sängerinnen in Paris, zwischen denen eine Wahl in Bezug hierauf getroffen werden konnte: eine junge Straßburgerin, Angelique Hubert, und die hochgefeierte Sophie Arnould. Die Arnould war zwar schon längst über die Jugendblüthe hinaus, aber sie blieb trotz alledem durch ihr hinreißendes Talent, durch ihren Geist und blendenden Witz die Beherrscherin der Bühne. Von ihrer Stimme, die selbst in ihrer Blüthezeit mehr durch einen wundersüßen Timbre, als durch Gewalt und Umfang die Hörer bestrickt hatte, waren im Grunde nur noch schöne Reste vorhanden, und der witzige Abbé von St. Michel äußerte damals, sie sei das bezauberndste „Asthma“, das er jemals gehört. Ihre hohe musikalische Bildung und ihre leidenschaftliche und großartige Auffassung stellten sie jedoch unbestritten über alle Sängerinnen von Paris. In ihren Händen befanden sich sämmtliche Hauptrollen, und sie verstand sie festzuhalten, — von der neuengagirten Mademoiselle Hubert wußte man einstweilen nur, daß sie sehr jung, sehr reizend und Besitzerin einer schönen Stimme sei. Ob sie wirklich Talent habe und Gewalt erlangen werde über die Hörer, darüber konnte eben noch Niemand urtheilen, da die Sängerin bis zur Stunde einzig und allein in Nebenpartien beschäftigt worden war. Gluck hatte denn auch für Besetzung der Armidenrolle nur die Arnould im Auge gehabt, deren Auffassung im Allgemeinen ihm so durchaus sympathisch war, aber die Entscheidung darüber hatte sich die Königin vorbehalten. Sie wünschte von verschiedenen Sängerinnen Probeleistungen, bestehend in einzelnen Arien der Armide, zu hören, so wie sie denn auch für die Kostüme aller mitwirkenden Damen Sorge zu tragen versprochen hatte. Die berühmte Modistin Mademoiselle Bertin war alltäglich mehrere Stunden bei ihr, mit Zeichnungen und Mustern, Cartons, Körben und Packeten aller Art.

Es gab allerdings manchen Kampf in den verschwiegenen Toilettenzimmern Marie Antoinettens bei eben dieser Gelegenheit, denn die Modistin dachte sich die verführerische Freundin Rinaldo's nicht ganz im Sinne Tasso's und war sehr schwer zu bewegen, die „jupe de l'influenza“, die sie für Armida bestimmt, gegen ein leichtes Gewand zu vertauschen und von dem Federschmuck à la Reine de Saba abzustehen, ohne den sie nun einmal durchaus keine würdige Gefährtin eines Ritters sich zu denken vermochte. Es erforderte viele Tage, ehe sie einen Ersatz dieses Kopfputzes ersonnen. Strahlenden Blickes erschien sie endlich in aller Morgenfrühe bei der Königin mit einem kleinen Carton und bekannte ihr, daß sie in der vergangenen schlaflosen Nacht ein Diadem für die Armida componirt, das ohne allen Zweifel den treulosen Rinaldo sicherer zu den Füßen seiner Dame zurückführen werde, als alle Arien, die der deutsche Musikmeister dieselbe singen lasse.

Aus den verschiedenen Hüllen von Seidenpapier kam denn endlich ein Etwas zum Vorschein, halb Toquette halb Turban, aus Perlen gewunden; lange Perlenschnuren rieselten weit über Nacken und Brust herab. „Hier ist das Meisterwerk!“ rief die Toilettenkünstlerin begeistert und hob das Diadem empor, „ich nannte es: Couronne des larmes de la reine!“

Marie Antoinette schlug vor Freuden in ihre Hände wie ein Kind. Mit lebhaftester Bewunderung und zugleich unter Lachen und Scherzen wurde die Thränenkrone auf die königliche Stirn gedrückt: wirklich, sie stand zum Entzücken! Fast war es schade, daß Armida sie tragen sollte, die Königin hätte sie am liebsten selber behalten. Nun war die große Frage der Toilette gelöst, jetzt sollten ohne Verzug die zwei Sängerinnen herbeigerufen werden; der ungeduldige Gluck mahnte ohnehin so oft.

„Morgen werde ich Euch sagen lassen, lieber Meister, welcher von den beiden Sängerinnen ich den Vorzug gebe,“ flüsterte die Königin ihm mit geheimnißvoller Miene und triumphirendem Lächeln zu, „verlaßt Euch darauf, daß ich bei der Wahl nur Euer Bestes im Auge haben werde, die Partie wird von Beiden einstudirt, wie Ihr wißt; ich halte nun die entscheidende Probe.“

„Dürfte ich nicht dabei sein, Majestät?“ fragte Gluck.

„Unmöglich, Eure Gegenwart würde mich stören und den Sängerinnen die Unbefangenheit nehmen.“

Gluck verbeugte sich schweigend.

Sophie Arnould war die Erste, die man bei der Königin „zur Probe“ meldete. Die stolze Sängerin schien sehr erstaunt, daß man sie statt in den Musiksaal in das Toilettenzimmer Marie Antoinettens führte. Die Königin aber lächelte ihr entgegen. „Hier ist Mademoiselle Bertin,“ sagte sie, „die Euch das Maß nehmen wird zu Eurem Kostüme als Armida, aber zunächst wünsche ich Euch in diesem Kopfputz zu sehen, la couronne des larmes, den die Bertin eigens für Eure Rolle erfunden.“ Auf ihren Wink näherte sich nun die Modistin der Gefeierten, mit einer Würde, als gälte es eine wirkliche Krone auszutheilen, zugleich aber begegneten ihre Augen denen der Sängerin — es war ein kurzes Kreuzfeuer feindseliger Blicke. Sie haßten einander nämlich, diese beiden Frauen. Die Arnould empörte sich über die Rolle, die man einer „Schneiderin“ in der Pariser Welt zu spielen erlaubte, und die Bertin war wüthend, weil sie wußte, wie unbarmherzig die geistvolle und witzige Sängerin im Kreise ihrer Freunde ihre Moden verspottete.

Sophie Arnould trat denn auch jetzt einen Schritt zurück, als die Modistin die Hände ausstreckte, um die Thränenkrone auf ihr Haupt zu drücken. Ein halb erstaunter, halb verächtlicher Blick fiel auf den Turban.

„Meiner Königin gefällt es zu scherzen,“ sagte sie mit stolz erhobener Stirn, „aber ich weiß, daß eine Armida Nichts tragen darf, als einen Schleier.“

Erschrocken und fragend zugleich schaute die Königin zu der Bertin hinüber.

„Schleier waren damals längst unmodern,“ entschied die Modistin mit unterdrücktem Zorn.

„Ihr werdet die Krone probiren, Mademoiselle,“ sagte jetzt die Königin lebhaft, „und dann selber einsehen, daß sie ein begehrenswerther Schmuck ist.“

„Verzeihung, Majestät! Was mich betrifft, so würde ich nie die Hand ausstrecken nach einer Thränenkrone! Armida schmückt sich mit der Krone der Liebe, mit Rosen und einem Schleier, und ehe ich etwas Anderes tragen würde, sollte der Ritter Gluck die Rolle aus meinen Händen zurückempfangen.“

„So werdet Ihr also die Rolle in meine Hände zur Stelle niederlegen,“ sagte Marie Antoinette. „Der Componist der Armida hat mir die Entscheidung allein überlassen: er schwankte zwischen Euch und der Hubert. Es freut mich, daß ich ihm die Wahl erleichtern darf. Angelique Hubert wird die Armida singen.“

Verschwunden war alle weiche Liebenswürdigkeit aus den Mienen wie aus der Stimme der Königin, mit der sie noch vor wenigen Minuten der Sängerin entgegengelächelt, die stolze Fürstin stand vor Sophie Arnould mit jenem Zug kalter Unnahbarkeit, der das Volk so oft erbitterte. Die feinen Nasenflügel bewegten sich, die Lippen schlossen sich fest auf einander, ein fremder, eisiger Blick fiel auf den gefeierten Liebling von Paris. Aber ohne eine Spur von Bewegung verneigte sich Sophie Arnould, legte ihre Notenrolle auf den Tisch und zog sich zurück. Das Schicksal der Armida war entschieden. „Die Hubert wird fügsamer sein,“ sagte die Königin, tief aufathmend; „beruhigt Euch also, liebe Bertin. Euer Kunstwerk soll die verdiente Bewunderung finden, und sollte ich selber es der Menge entgegentragen!“

Ja, sie war freilich fügsamer, die schöne Hubert, für sie war die Uebernahme der Armidenrolle eine Lebensfrage. Endlich erschien sie, die heißersehnte Gelegenheit, die Arnould in den Hintergrund zu drängen, durch den Zauber einer frischen Schönheit und einer frischen Stimme!

„Lieber Meister Gluck,“ sagte Marie Antoinette am nächsten Tage zu dem ungeduldigen Componisten, „es ist mein bestimmter Wunsch, daß Angelique Hubert die Rolle der Armida singe. Ihre Stimme ist die süßeste der Welt, und sie hat mir gestanden, daß sie von Eurer Musik begeistert sei. Die Arnould dagegen ist ein eigensinniges Geschöpf, es lag ihr Nichts an der Partie; sie fühlt vielleicht selber, daß sie zu alt geworden für eine Armida; ich denke wirklich, sie würde nicht halb so gut ausgesehen haben, als die Hubert.“

„Wenn nur die Hubert halb so musikalisch ist, wie die Arnould,“ entgegnete Gluck, „dann will ich mich ohne Murren dem Ausspruch Ihrer Majestät unterwerfen.“

Die reizende Hubert trug denn auch wirklich in der ersten Aufführung der Armida die „couronne des larmes de la reine“, und man jubelte der neuen Sängerin zu, wie man einst Sophie Arnould zugejubelt hatte. Die Pariser waren entzückt, zwei junge und schöne Sängerinnen zugleich in einer Oper bewundern zu dürfen, die Hubert und den anmuthigsten Amor: Marie Fel. Marie Antoinette saß in ihrer Loge, strahlend vor Freude und schöner, wie je, in ihrem rothen, goldgestickten Sammetkleid und der kostbaren Spitzenfluth.

Und Sophie Arnould?

Nun, sie saß zwar im Augenblick mit dem Herzog von Choiseul-Meuze, mit dem Chevalier Villette und einigen Schauspielern lächelnd, verführerisch und boshaft wie immer in ihrer Loge, aber in ihrem Herzen grollte sie tief und bitter dem Componisten der Armida und schwur sich selber, ihm nie wieder zu verzeihen, daß er ihr diese Rolle, in die sie sich mit wahrer Leidenschaft versenkt, entzogen.

Auf der edlen Stirn des Ritters Gluck dagegen leuchtete der Triumph über den errungenen Sieg. Er war mit den Leistungen der Sänger zufrieden, wenn er sich auch die Trägerin seines Werkes anders gedacht hatte.

„Sie wäre in ihrer Auffassung meinem Ideal am nächsten gekommen,“ murmelte er und schaute gedankenvoll zu der Loge der Arnould hinüber. „Wie konnte sie diese Rolle zurückweisen, in der sie unfehlbar hinreißend gewesen sein würde! Welche fremde Hand mag dabei im Spiel sein?!“

Und sie trug sie wenige Jahre später, die arme Königin, Tag und Nacht: „la couronne des larmes“, aber es war nicht die Hand der Bertin, die diesen verhängnißvollen Schmuck auf ihre Stirn gedrückt. [2778]

Spanischer Carneval.

Von Gustav Rasch.

Es ist Februar und Carneval in Madrid. Die eisigen Winde, welche während des Winters von den schneebedeckten Höhen des Guadaramagebirges über die spanische Hauptstadt wehen und eine scharfe, empfindliche Kälte auf ihren Schwingen mit sich führen, haben aufgehört; heiter und golden schaut die castilische Sonne aus dem azurblauen Himmel auf die breiten und prächtigen Straßen, welche vom Sonnenthorplatze nach dem Prado hinabsteigen und bereits am frühen Vormittage mit Spaziergängern, Wagen und Maskenzügen bedeckt sind. Sonst steht Madrid spät auf. Gewöhnlich sind Straßen und Kaffeehäuser zwischen neun und zehn noch leer von Besuchern. Aber heute ist Carneval und Frühling. Da hat Madrid bereits um neun Uhr Festtagskleider angelegt. Schon blühen die Mandelbäume im Buen-Retiro, dem „Sanssouci im Grünen“ mitten zwischen den Palästen und Häusergruppen der Hauptstadt, und die Farben des Frühlings lachen uns von den Rasenplätzen des Prado an. Der bunte Carneval, umgeben von dem ersten Frühlingsgrün! Und nirgends in Italien, nicht in Rom, nicht in Neapel, nicht in Florenz habe ich den Carneval so prächtig geputzt und so reich herausstaffirt einherschreiten gesehen, wie in Madrid. Der Carneval dauert in Madrid drei Tage und drei Nächte. Und drei Tage und drei Nächte ist Madrid voll von Musik, von Tambouringeklirr, von Guitarrenklängen, von Pfeifengetön; überall fröhliche und heitere Menschengruppen, maskirt und unmaskirt; auf allen Straßen und Plätzen Dominos und Pierrots, Charaktermasken aller Art, als Frauen verkleidete Männer und maskirte Mädchen, welche sämmtlich mit verstellter Stimme sprechen, alle Vorübergehende necken und sich über ihre harmlosen Späße selbst am meisten freuen. Der Carneval ist eine Blüthe des Südens und gedeiht nur unter dem sonnenfunkelnden spanischen und italienischen Himmel. Der Carneval ist in Spanien und in Italien voll Heiterkeit, voll Lachen, voll Freude, voll Leben und Bewegung; sein ganzes Antlitz lacht, während der Carneval im Norden kalt, frostig und langweilig ausschaut wie der nordische Himmel. Die Musik zum spanischen Carneval führen die „Murga's“ auf; maskirte Musikbanden aus jungen fröhlichen Leuten, welche in einer bestimmten Maskentracht mit Guitarren, Triangel, Pfeifen, Clarinetten und Tambourin durch die Straßen marschiren und die Spaziergänger wie die Hausbewohner, die sie vor den Thüren oder auf den Balcons erblicken, mit einer kleinen Steuer belegen, welche sie für ihre heiteren Zwecke verwenden. Niemand geht einer Murga vorüber, ohne nicht um diese kleine, freiwillige Steuer angesprochen zu werden. Das Tambourin wird ihm hingehalten, und er legt einige Kupfermünzen darauf; ein Mitglied der Murga erblickt einige Damen auf dem Balcon eines Hauses; mit katzenartiger Leichtigkeit erklimmt er an dem Gitter des Fensters im Erdgeschoß die Höhe des Balcons, um sein Tambourin hinzuhalten und sich die Steuer zum Vergnügen des Carnevals auszubitten, während die Murga unter Guitarreklängen, Pfeifengetön und Tambouringeklirr vorüberzieht. Unser Bild stellt eine solche heitere und fröhliche Murga dar, welche durch eine Seitenstraße zum Prado hinabmarschirt, um an dem endlosen Maskenzuge, der sich dort drei Tage lang in den Nachmittagsstunden bildet, Theil zu nehmen. Die Madrider Studenten finden ihr besonderes Vergnügen darin, sich in den Carnevalstagen als Murga zu gruppiren, zu maskiren und die Straßen zu durchziehen, um sich unter fröhlicher Musik allerlei Kurzweil hinzugeben und die Frauen und Mädchen zu necken, welche ihnen begegnen, ohne jemals zudringlich oder unbescheiden zu werden. Zudringlichkeit und Unbescheidenheit sind dem spanischen Charakter fremd. Zudringlich und unbescheiden ist in Spanien nur der Bettler.

Der Prado ist der schönste Spaziergang der spanischen Hauptstadt, vielleicht der schönste Spaziergang in Europa. Früher war der Prado ein wilder Waldgrund, eine steinige, dürre und hügelige Ebene. König Don Carlos der Dritte, der Reorganisator Spaniens, welcher so Vieles und so Schönes in Spanien geschaffen hat, ist auch der Schöpfer dieses heitern Prado, welcher von der castilianischen Quelle bis zum Kloster von Atocha geht und die enorme Länge von dreizehn hundert Metern hat. Die Höhen wurden abgetragen, die tiefen Gründe ausgefüllt, und Alleen gepflanzt, welche vom Thore der Recoletos bis zum Thore von Atocha gehen und in der Mitte einen breiten Fahrweg lassen, den sie zu beiden Seiten mittelst vier Baumreihen einfassen. Am Thore von Atocha bildet der Prado einen rechten Winkel und dehnt sich von hier bis zum Kloster von Atocha aus, eine köstliche Villa, wo die Mönche ein irdisches Paradies genossen, in der Erwartung des himmlischen, bis die große Revolution des Jahres 1835 das Kloster verbrannte und sämmtliche Mönche aus ganz Spanien vertrieb. Vier herrliche Springbrunnen aus Stein mit kunstvollen Gruppen schmücken heute den Prado. Der „Salon“ — die Strecke von der Alcalastraße bis zur Straße San Geronimo, der vornehmste und besuchteste Theil des Prado — besitzt die prachtvollste von diesen Fontainen; ihre Gruppe stellt die vier Jahreszeiten dar; der auf dem Prado mündenden Alcalastraße gegenüber sprudelt der Brunnen der Cybele. Die Göttin wird auf einem Triumphwagen von zwei stolzen Löwen gezogen. Der Carrera San Geronimo gegenüber erhebt sich Neptun, der Dreizack in der Hand, ebenfalls auf einem von Tritonen gezogenen Triumphwagen, eine Statue von großer Schönheit. Die „Alcova“, eine zweite Abtheilung des Prado, besteht in mehreren Alleen und Steinbänken und ist fast ausschließlich das Stelldichein von Philosophen und Verliebten. Die „Subida de San Geronimo“ — der Hügel des heiligen Hieronymus — hat dagegen weder Steinbänke noch regelmäßige Alleen; sondern im hohen Grase im Schatten der unregelmäßig gepflanzten Bäume, lagern sich Männer, Weiber und Kinder aus dem Volke und trinken gute Landweine und essen vortrefflichen Rindsmagen mit wildem Pfeffer gewürzt, einen Leckerbissen, der den culinarischen Ruf der Väter Hieronymiten aus dem benachbarten, nun auch nicht mehr existirenden Kloster begründet und ihm viel Geld gebracht hat. „Los Recoletos“, eine dritte Abtheilung des Prado, befindet sich zwischen der Alcalastraße und dem ehemaligen Recoletoskloster. Diese Partie ist die einsamste und am wenigsten besuchte des Prado. Hier kreuzen sich die Klingen der Duellanten, welche noch an alten Traditionen hängen und sich für entehrt halten würden, wenn sie anderswo vom Leder ziehen sollten, als auf diesem klassischen Boden, wo einst der junge Herr des Gil Blas von Santillana erstochen wurde. Auch der „Buen-Retiro“ ist als ein Theil des Prado zu betrachten. Am Stiergefechtsplatz vorübergehend gelangt man, die Alcalastraße überschreitend, welche hier mit dem triumphbogenähnlichen Thore von Alcala schließt, in den Buen-Retiro, einen Complex von Gärten, der die hügelige Ebene bis zum botanischen Garten bedeckt. Schattige Alleen, Baum- und Gebüschgruppen, weite Rasenplätze, große Wasserbassins, schöne Gartenanlagen machen den Buen-Retiro zum angenehmsten Spaziergang in der spanischen Hauptstadt. Der Buen-Retiro — angenehme Zurückgezogenheit — ist schon von König Philipp dem Vierten angelegt und war ein königliches Schloß, wo Gärten und Paläste, Parks und Theater, Menagerie und Pflanzengarten sich vereinigten, um ein „Sanssouci“ mitten in Madrid zu schaffen. Heute ist der Buen-Retiro ein von Ruinen durchzogener, wundervoller Spaziergang, wo man zu gewissen Stunden des Tages einem Theil der Madrider vornehmen Welt begegnet. Den schönsten Theil der Gärten hatten die letzten bourbonischen Könige für sich behalten und mit einer Mauer umgeben. Nach der Septemberrevolution wurden die Mauern vom Volke niedergerissen und alle königlichen Abzeichen, Wappen und Kronen zerstört. Auch den Opfern des zweiten Mai ist im Jahre 18[illegible] von den Cortes im Prado ein Denkmal gesetzt worden. Die blutigen „Dos de Maio“ leben noch heute in den Erinnerungen jedes Spaniers. Tausende von Madridern wurden in der Nacht des zweiten Mai im Jahre 1808 auf Befehl Murat's, dieses blutigen Hanswurstes, im Prado niedergeschossen. Am anderen Morgen bildete der Prado eine colossale Blutlache und eine endlo

Leichenstätte. Wer die schrecklichen Gräuelscenen des zweiten Mai kennt, begreift den grimmigen Haß der Spanier gegen Bonaparte.

Doch lassen wir dies Denkmal blutiger und entsetzlicher Erinnerungen und begeben wir uns in den „Salon“. Der Salon ist täglich in den späten Nachmittagsstunden der Sammelplatz

Spanischer Carneval.

der ganzen vornehmen Madrider Welt. Aber an den drei Carnevalstagen befindet sich in den Stunden von zwei bis fünf Uhr im eigentlichen Sinne des Wortes ganz Madrid im Salon. Die gepflasterten Trottoirs neben den beiden Fahrstraßen sind von hunderttausend Spaziergängern belebt; alle Stühle der Seitenalleen sind von Zuschauern besetzt. Da sieht man noch zwischen den französischen Toiletten der neuesten Mode die Spitzenmantillas und die seidenen Basquiñas, welche die schönen Madrilennas mit solcher Grazie zu tragen wissen; aber jene Zeit, wo die Granden von Spanien nur Tuch von Gualadajara, nur Sammet und Seide aus Valencia und keine andere Leinwand, als galizische trugen, ist auch im Salon des Prado lange vorüber. Mit größerem Rechte, als Ludwig der Vierzehnte können die französischen Putzmacherinnen sagen: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ Die französische Tracht und die französischen Moden treten im Salon des Prado dominirend auf; nur der Fächer, das theuerste Palladium der Spanierin, ihr Sonnenschirm, ihr Gedankenableiter, ihr Liebestelegraph, ist geblieben. Der neumodische Sonnenschirm ist nicht im Stande gewesen, dies Palladium zu verdrängen. Ich habe in ganz Spanien keinen Sonnenschirm gesehen. Und zwischen den Spaziergängern und den Zuschauern auf den zierlichen Eisenstühlen drängen sich zigeunerhafte Buben, welche aus einer Murillo'schen Leinwand gesprungen zu sein scheinen, glimmende Lunten in den braunen Händen, um den Rauchern aufzuwarten, und „Aguadores“ mit Krügen voll

frischen Quellwassers — denn unter der spanischen Sonne wird man schon oft im Februar durstig wie Kalk — und heitere Masken aller Gattungen, welche sich selbst und die Zuschauer necken.

Die breite Fahrstraße mit ihren Platanen- und Ulmenreihen ist fast in der Länge von einer Stunde von den Equipagen eingenommen, welche sich nur im Schritt bewegen dürfen, und deren Besitzer und Besitzerinnen heute nach dem Salon gekommen sind, um Pferde, Wagen und Toiletten zu zeigen und um dem Carneval zuzuschauen. Soviel kostbare, edle Pferde, soviel reich geschirrte Gespanne habe ich selbst nicht auf Rotten-Row im Hydepark zusammen gesehen, wie an den drei Carnevalstagen im Salon des Prado. Spanien ist ja das Land der edlen und schönen Pferde. Wenn man diese mit Sammet und Seide ausgeschlagenen, reichvergoldeten, endlosen Reihen von Wagen hinabsieht, welche mit den edelsten Racepferden bespannt sind, so kann man sich gar nicht denken, daß man sich in dem drei Jahrhunderte lang durch Unheil aller Art entvölkerten, ausgesogenen, armen Spanien befindet. Der Carneval zieht inmitten dieser glänzenden Equipagenreihen vorüber. Der breite, zwischen ihnen befindliche Raum ist für die Reiter, für die Maskenzüge und für die maskirten Wagen reservirt; Niemand anders darf diesen Raum betreten.

Während der drei Nachmittagsstunden zeigt sich der Carneval hier in seinem ganzen Glanze, in seiner vollen Heiterkeit. Am prächtigsten entwickelt er sich am Nachmittag des dritten Tages. Der dritte Tag ist der letzte Tag des spanischen Carnevals, und da will der Carneval noch einmal ganz „Carneval" sein. Maskirte Wagenzüge, mit Masken gefüllt, von maskirten Pferden gezogen, erscheinen im Salon; vier, sechs, acht, zwölf Pferde oder Maulthiere vor einen Wagen gespannt. Oft sind die Räder maskirt; die Wagen haben allerlei Gestalten angenommen: Schiffe, Häuser, Tribünen, von Musikanten und Damen besetzt; die Pferde sind in fabelhafte Thiere verkleidet; Drachen und Flügelrosse ziehen Gefährte von wunderbarer Gestaltung. Die Reiter auf den maskirten Pferden erscheinen in den spanischen Trachten aller Zeiten. Sämmtliche Figuren des Stiergefechtes dürfen natürlich nicht fehlen. Die Mantelschwinger — die Capeadores — die Banderillero's, welche den Stieren, um sie zur Wuth zu reizen, Raketen und Pfeile auf den Hals stecken, die Matadores oder Espada's — die Schwertträger, welche den Stier mittelst eines Degenstoßes tödten, die Cachetero's — die Faustschläger, die dem Stier den Gnadenstoß geben, wenn der Matador ihn gefällt hat, ziehen, zu Quadrillen gruppirt, vorüber. Selbst der Alguazil und die Picadores erscheinen auf ihren mageren Rößlein. Nur der Stier, der Stier von Race — de buen trapio — fehlt. Wie würde der Stier von Race, der echte Toro, mit dem feinen, glänzenden Haar, mit dem langen, elastischen Schweif, mit den starken, schwarzen Hörnern, mit den feurigen, dunklen Augen, im Salon aufräumen, wenn er auf dem breiten Raume zwischen den Equipagenreihen erschiene! Und zwischen diesen maskirten Reitern und maskirten Wagen wieder Charaktermasken aller Art, fröhliche Pierrots, welche ihre Späße treiben und in die Wagen klettern und sich auf Minuten den schönsten Damen gegenüber setzen, um ihnen duftige Blumensträuße zu überreichen und ihnen Galanterien zu sagen, und dann wieder die maskirten Musikbanden, die Murga's, deren Guitarrenspiel, Pfeifengetön und Tambourinklänge sich in die rauschenden Märsche und heiteren Tanzmelodien mischen, welche drei an verschiedenen Stellen des Salon aufgestellte Musikcorps in den Nachmittagsstunden spielen. Oft wird das Gedränge, besonders an der Stelle, wo die Alcalastraße und die San Geronimostraße auf den Prado münden, so arg, daß die Bewegung Viertelstunden lang gänzlich stockt. Aber Eins habe ich in diesem Gedränge, wo sich doch Hunderttausende zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde nebeneinander bewegen, immer bewundert. Nicht eine Rohheit, nicht einmal einen unpassenden Scherz habe ich gesehen. Die Gensd'armen, welche hier und da an den Kreuzwegen der Fahrstraße aufgestellt sind, haben nicht das Mindeste zu thun. Daran ist das natürliche Anstandsgefühl des Spaniers schuld, wodurch er sich ebenso wie der Italiener auszeichnet.

Das ist der Carneval im Salon des Prado, der während dreier Tage im Monat Februar die Madrilenen so heiter und fröhlich macht, daß die Parteien für diese drei Tage selbst ihren politischen Haß vergessen! Am Nachmittag des dritten Tages, wenn der Abend, der im Süden mit schnellen Schritten naht, die spanische Hauptstadt in seinen dunkeln Schattenmantel hüllt, wird es leer im Salon, und der Prado beginnt wieder seine gewöhnliche Gestalt anzunehmen. Aber deshalb ist der Carneval noch nicht zu Ende; er zieht sich aus dem Salon des Prado nun in die Straßen, Kaffeehäuser und öffentlichen Tanzsäle der inneren Stadt zurück. Bis zur Morgendämmerung des folgenden Tages ist ganz Madrid auf den Beinen. Alle Tanzsäle und Kaffeehäuser sind gefüllt. Auf allen Straßen und Plätzen Maskengruppen und Maskenzüge, und wenn man lange nach Mitternacht nach Hause geht, ist man gewärtig, noch vor der Hausthür einer Murga zu begegnen, welche mit Saitenspiel und Tambouringeklirr aus einem Tanzsaal zu dem anderen zieht und sich von dem heimkehrenden Nachtschwärmer den Obolus des Carnevals erbittet.

[2775]

Sieben!

Nachdem Gott die Welt erschaffen, ruhete er am siebenten Tage, 7 Tage hat die Woche, 4×7 Tage der Mondmonat, weil in 28 Tagen Mondwechsel ist, im Chaldäischen und Hebräischen heißt das Wort für Schwören eigentlich „Besiebnen", weil 7 Zeugen zu wichtigeren Verträgen gehörten, 7 Zeugen forderte auch das Germanische Gesetz, man zählte 7 Stufen des Hexenthums und der Verbindung der Hexen mit dem Teufel, 7 Licht- und 7 Nachtgeister zählten die Perser, 7 Teufel die alte Faustsage, von denen unter Lucifer (in Faust's Höllenzwang) 7 Kurfürsten, 7 Pfalzgrafen, 7 Barone, 7 adlige, 7 bürgerliche, 7 Bauerngeister, 7 kluge und 7 dumme Geister stehen; 7 Buchstaben hat der Name Jehovah, 7 Silben die Muhamedanische Gebetsformel: la ill allah ill allah, es gab 7 Wunder der Welt, 7 Weise Griechenlands, 7 weise Meister in dem alten Heldengedicht, 7 Veziere in 1001 Nacht, 7 Göttinger Professoren, die den Verfassungseid Hannovers aufrecht erhalten wollten, man sagt: packe deine 7 Sachen, 7 Hausgenossen hatte Noah, 7 Tischgenossen die Perserkönige, sowie auch die Satrapen, 7 Verschworne traten gegen den falschen Smerdis auf, es gab 7 Kurfürsten des deutschen Reichs, 7 Schicksalsspinnerinnen in der lithauischen Sage; da am siebenten Tage die Sündfluth anfangen und diese 7 Wochen währen sollte, nahm Noah 7 Paare von den reinen Thieren in seine Arche, 7 Männlein und 7 Fräulein von den Vögeln, von welchen die Taube am siebenten Tage zu ihm zurückkehrte. Man weiß, daß Rom auf 7 Hügeln lag, dieselbe Bewandtniß hatte oder hat es mit Constantinopel, Nürnberg, Bamberg, der zerstörten Wendenstadt Rhatra, mit Lissabon. 7 Mauern hatte die alte Hauptstadt Ekbatana, 7 Thore Theben, in ältester Zeit Athen, ferner Bagdad, Marocco, 77 Thürme hat die Ringmauer Lissabons. 7 Städte stritten um die Ehre, Geburtsstätte Homer's zu sein, in 7 Mündungen ergoß sich einst der Nil, es gibt 7 canarische Inseln, 7 ionische Inseln, 7 Bußpsalmen, 7 Menschenalter, 7 Kreise der Hölle, 7 Himmel Mohamed's im Paradiese, bekannt sind die 7 fetten und die 7 mageren Kühe, die 7 vollen, die 7 mageren Aehren, die 7 fetten und die 7 mageren Jahre, die 7 Plagen Aegyptens, 7 Stufen führten zum Grabmal des Königs Darius, 7 Stufen zum Throne Salomo's, 7armig war der Leuchter im Tempel zu Jerusalem, 7 Leuchter mit 7 Flammen erscheinen in der Offenbarung Johannis, 7 Dochte sind in der ewigen Lampe beim griechischen Ritus. Alle 7 Jahre trat bei den Juden das Sabbathjahr ein, in welchem der Acker brach liegen mußte, 7 Jahre muß man am Narrenseile ziehen, sagte Kaiser Maximilian, Siebenmeilenstiefel kennen wir aus dem Märchen, vom Theater her: „7 Mädchen in Uniform", „von Sieben die Häßlichste". Es gibt 7 Regenbogenfarben, nämlich: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett, 7 Töne der Tonleiter, 7 edle Metalle, 7 Tugenden, von denen die drei geistlichen Glaube, Liebe, Hoffnung sind. Siebenschläfer waren 7 christliche Jünglinge, die bei einer Christenverfolgung in einer Höhle bei Ephesus einschliefen und fast 200 Jahre später aufwachten; wenn es am Siebenschläfertage, dem 27. Juni, regnet, so regnet es 7 Wochen lang in Einem fort. 7 Könige regierten einst in Rom, 7 Könige in Preußen, denn der siebente, König Wilhelm, ist Kaiser geworden. In dem siebenjährigen Krieg unter Friedrich II. werden 7 Hauptschlachten gezählt, 7 Jahre dauerte auch der Krieg in Spanien zwischen den Carlisten und Christino's, siebentägig waren im Jahre 1866 die Schlachten von Podol bis Königgrätz, 7 Monate währte der letzte Krieg zwischen Preußen und Frankreich, in ihm zeichnete sich das siebente Regiment zuerst aus. Am 28. (4×7) September wurde Straßburg übergeben, am 28. October Metz, am 28. Januar Paris. Der Schild des Ajax war mit siebenfacher Haut überzogen, die Tarnkappe gab dem Siegfried siebenfache Kräfte, 7 Töchter des Atlas bewohnten Dodona, Niobe hatte 7 Söhne und 7 Töchter, die Niobiden. Jakob diente 7 Jahre um Rahel, er erhielt die Lea und dann diente er noch 7 Jahre und erhielt die Rahel wirklich. 7 Tagereisen jagte ihm sein Schwiegervater Laban nach, als er sich mit seinen Heerden und Weibern auf die Flucht machte, und als Jakob gestorben war, trauerte sein Sohn Joseph um ihn 7 Tage. Gresham, Gründer der Londoner Bank und des Gresham-College's, bestimmte, daß hier 7 ausgezeichnete Gelehrte wohnen und an jedem Tage der Woche über 7 Wissenschaften und Künste Vorträge halten sollten. Die Derwische müssen täglich die 7 geheimnißvollen Namen Gottes hersagen, 7 Ringe bringt der Sultan der Sultanin als Verlobungsgeschenk, nämlich Kopfreif, Hals-, Armband, Gürtel, Finger-, Ohr- und Knöchelring in Diamanten, weil in ihnen der Morgenländer die siebenfache Sphäre des Weibes anerkennt. 7×10 Jahre dauerte die Gefangenschaft der Juden zu Babylon, 7×10 jüdische Gelehrte übersetzten das Alte Testament für die alexandrinische Bibliothek ins Griechische, 7×10 Jahre lebte David, 6×7 Geschlechter vergingen von Abraham bis Christus, 6×7 Lager hatten die Juden in der Wüste, 6×7 Todsünden die alten Aegypter, jetzt werden 7 gezählt und 7 Jahre Fegfeuer auf eine Todsünde gerechnet. 7×10 Ellen war die Höhe der Mauern Ecbatanas, 7 Klöster stiftete Gregor der Große, 7 Marschallstäbe hatte Wellington, 7 Säulenordnungen zählt die Baukunde, 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen wurden dem Minotauros jährlich geopfert, es sind 7 heilige Kirchen, in denen der Papst Priester ist, es gibt 7 Oeffnungen des Kopfes, Augen, Ohren, Nasenlöcher, Mund, das Siebengebirge hat 7 Gipfel, Siebenbürgen hat den Namen von 7 alten Burgen, in demselben Lande liegen die Siebenrichtergüter, welche den 7 sächsischen Richterstühlen verliehen wurden; die Namen: Siebenberge, Sevenbergen, Siebeneich, Siebenbrüne, Sevenborren, Siebenhügel, Siebensteine, Siebenruhen kommen in verschiedenen Gegenden vor. Sieben Burgen hatte das Erzstift Trier, 7×7 Kennzeichen hat die Stadt Rostock, 7 Städte, Kreise, Klöster, Flüsse u. s. w. die Altmark, die Maße des Kölner Doms zeigen überall Combinationen der Zahl 7, die Eingänge haben je 7 Säulen auf 7 Postamenten und je 7 Standbilder, die Schiffe werden durch je 7 Paar Säulen von einander getrennt, die Höhe der Thürme ist 76×7 Fuß, gleich der Länge der Kirche u. s. w. 7 Tage essen die Juden ungesäuertes Brod, es gibt 7 Schädelknochen, 7 wahre Rippen, sowie Rückenwirbel, 7 Halswirbel, 7 Fuß-, sowie Handknöchelchen der Handwurzel, 7 Spitzen der freiherrlichen Krone, ein Gerechter fällt 7mal und stehet wieder auf (Spr. Sal. 24, 16); wenn der Feind seine Stimme holdselig macht, glaube ihm nicht, denn es sind 7 Gräuel in seinem Herzen (Spr. Sal. 26, 25). 7 Schalen des göttlichen Zornes werden ausgegossen, es gibt 7 freie Künste, das Siebengestirn, 7 Eigenschaften Gottes, 7 Gaben des heiligen Geistes, 7 Sacramente, 7 Wunden Christi am Kreuze, 7 Bitten, 7 Planeten, deren Zeichen auch ebenso viele Metalle und Götter bedeuteten, 7 Himmel oder Planetenkreise; bei der Belagerung Jerichos gingen 7 Priester mit 7 Posaunen an 6 Tagen je einmal, am siebenten aber 7mal um die Stadt, und als sie beim siebenten Mal die Posaunen bliesen, fielen die Mauern um. Bis zum siebenten Jahre wurden die spartanischen Kinder bei ihren Müttern gelassen; das auf- und absteigende menschliche Leben wird häufig nach Perioden von je 7 Jahren berechnet. Endlich wollen wir noch hier anführen, daß in gewissen gefährlichen Krankheiten die Krisis in Perioden von je 7 Tagen einzutreten pflegt, und da dieser Tag banger Erwartung ein sehr böser ist, so ist die „böse Sieben" vielleicht hieraus entstanden.

[2776]

Er will sich eine Frau verdienen.

Aus dem amerikanischen Volksleben.

„So, so; meine Tochter möchtet Ihr haben, junger Herr?" sprach Farmer Blifkins, die Pfeife aus dem Munde nehmend und den jungen Mann, der vor ihm stand, mit einem strengen Blicke von Kopf bis zu den Füßen messend.

Trotz seines indolenten und weibischen Wesens, das hauptsächlich nur Folge einer verkehrten Erziehung war, konnte Luke Jordan in der That für einen schönen jungen Mann gelten; und er wußte das und that sich nicht wenig darauf zu gute. Jetzt aber stand er da, sich verfärbend und verwirrt unter dem forschenden Blicke des Vaters seiner Geliebten.

„Ja, Herr," brachte er endlich mit Mühe hervor und setzte dann etwas muthiger fort: „Ich sprach vorigen Abend mit Mary und — sie wies mich an Euch, den Vater."

Des alten Mannes strenges Aussehen erheiterte sich ein wenig.

„Mary ist ein gutes Mädchen, ein sehr gutes, braves Mädchen," sagte er, sein Kinn mit nachdenklicher Miene streichend. „Und sie verdient auch einen braven Mann. — Was könnt Ihr?"

Diese so jählings gestellte Frage verwirrte den jungen Mann noch mehr.

„Wenn Ihr damit meint, ob ich im Stande sei, eine Frau zu ernähren — so kann ich nachweisen —"

„O, das weiß ich schon, daß Ihr reich seid, Luke Jordan; aber ich denke doch, daß mein Mädchen Euch und nicht Eures Vermögen angeheirathet werden soll. Was für eine Garantie könnt Ihr mir nun für den Fall bieten, daß Euer Vermögen — wie es doch tausend Mal vorgekommen ist und vorkommt — Schiffbruch litte? Wie wollt Ihr dann für ihre Zukunft sorgen? Wozu habt Ihr Euern jungen Kopf und zwei kräftige Arme? Wißt Ihr dieselben auch zu gebrauchen? Was versteht Ihr?"

Auf eine solche Art und Weise verhört zu werden, war Luke ganz und gar nicht gefaßt. Er starrte verlegen den Fragenden an und vermochte auch nicht eine Silbe hervorzubringen.

„Ich meine, daß Ihr doch ein College besucht habt. Welches Fache habt Ihr Euch denn gewidmet?"

„Keinem, Herr; denn ich dachte —"

„Oder betreibt Ihr irgend ein Geschäft?"

„Nein, Herr; meine Mutter meinte, daß bei dem Vermögen, welches ich einmal haben werde, das Alles nicht nöthig sei."

„Dann meinte Ihre Frau Mutter — Nichts für ungut! Aber wenn ich Euch so dastehen sehe, einen kerngesunden, wohlgebauten jungen Mann von zwanzig Jahren, und denke, daß Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht einen Dollar Geld verdient habt — Nichts für ungut, aber schämen solltet Ihr Euch, Ihr und Eure Frau Mutter!"

„Und Ihr wollt meine Tochter zur Frau?" setzte der Alte seine durch etliche kräftige Züge aus der Pfeife unterbrochene Stand- und Strafrede fort. „Nun, ich habe Mary so gute Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gegeben, als irgend ein Mädchen im ganzen Townbezirke erhalten haben mag, und sie hat dieselbe auch wohl benützt. Aber, wenn sie trotz alledem nicht auch Feldarbeiten verstünde, würde ich sie nicht als meine Tochter anerkennen. Ich könnte mir mehr, als eine Magd halten, aber ich thue nicht. Sie soll das lächelnde, frohblickende, rosenwangige Mädchen bleiben, das sie ist; ich will keine bleiche, matte Dame mit Magenschmerzen und Ach's und O's. Verschworen hab' ich's, daß sie ein Junge heirathen sollte, der mit einem reichen Vater heimgesucht ist, aber sie hat nun einmal eine thörichte Zuneigung zu Euch gefaßt. Hört also meinen Rath: Macht Euch dran und lernt — arbeiten. Erweiset Euch als einen Mann! Werdet in irgend einer Beschäftigung tüchtig; ich frage nicht danach, was es ist, wenn es nur etwas Anständiges ist. Dann kommt wiederum zu mir, und wenn das Mädchen Euch dann noch will, so soll sie auch die Eurige werden."

Nachdem der alte Mann dies gesprochen, klopfte er die Asche seiner Pfeife bedächtig an einer Säule der Halle aus, in der er gesessen, schob das Instrument in die Tasche seiner Jacke, wandte sich und ging ins Haus hinein.

Die hübsche Tochter Blifkins' aber, Mary, wartete unten an der Gartenthür, wo sich auch sonst die jungen Leute zu sehen und zu sprechen pflegten, auf ihren Liebhaber. Alle Heiterkeit aber wich aus ihren Zügen, als sie dessen ernstes und niedergeschlagenes Aussehen bemerkte.

„Der Vater meint es gut," tröstete sie ihn, nachdem Luke ihr das Resultat seiner Freiwerbung erzählt hatte.

„Und ich weiß nicht, ob er nicht Recht haben mag," setzte er nach einer nachdenklichen Pause hinzu, „denn es will mir so vorkommen, als müsse doch ein jeder Mann, sei er reich oder arm, irgend eine Beschäftigung treiben."

Dann, als sie sah, wie niedergeschlagen und traurig ihr Geliebter vor sich hinsah, legte sie ihm die Hand auf die Schulter und fügte mit weicher, zärtlicher Stimme hinzu: „Mag's sein, wie's will, Luke, ich will doch auf Dich warten!" —

Luke Jordan war, zu nicht geringem Erstaunen seiner Kameraden, plötzlich verschwunden und fehlte auf der Promenade, in Cafés und Salons. Wo war er? Niemand wußte es zu sagen. Er blieb verschwunden, und wir würden — denn was ist von einem verzweifelten Liebhaber nicht alles zu erwarten — ernstlich für ihn fürchten, wenn wir nicht das letzte Abschiedswort der schönen Mary gehört hätten: „Ich will doch auf Dich warten."

Es war an einem schönen, sonnigen Herbstmorgen, und Farmer Blifkins versuchte eben den Weinstock, welcher sich an der Frontseite des Hauses hinanrankte, zu stützen, da er unter seiner köstlichen Bürde niederzubrechen drohte, als ein hübsch aussehendes Wägelchen dahergefahren kam, auf dem eine Ladung Küferwaare gar künstlich aufgebeugt war, der Rosselenker aber war Niemand anders, als Luke Jordan. Vor der Gartenthür war derselbe dann auch mit schnellem elastischen Sprunge, der in bedeutendem Contraste zu seinen früheren bequemen und trägen Bewegungen stand, vom Fuhrwerke und auf dem Boden.

„Guten Morgen, Herr Blifkins!" rief er dem Farmer zu. „Ich habe gehört, daß Ihr einige Butter- und Obstmostfässer braucht, und ich glaube, ich hätte da gerade was Passendes bei mir."

„Wessen Arbeit?" fragte der alte Mann, indem er die Gartenthür öffnete und zu dem Fuhrwerke trat.

„Meine eigene," entgegnete Luke mit einer Miene voll verzeihlichen Stolzes, „und ich glaube," setzte er hinzu, „daß ich es keckelich mit jedem Küfer im ganzen Staate aufnehmen darf."

Herr Blifkins unterwarf die Fässer, eins um das andere einer strengen Untersuchung.

„Das wird's thun," sagte er kühl, als er das letzte Stück der ganzen Ladung beschaut und zur Erde niedergesetzt hatte. „Was wollt Ihr hierfür haben?" fragte er schließlich.

„Das, um was ich Euch heut' vor vier Jahren bat, — Eure Tochter, mein Herr."

Das schelmische Blinzeln des alten Mannes verwandelte sich in ein gutmüthiges Lächeln. „Ihr habt doch, trotz Allem, das rechte Zeug in Euch," rief er dann aus. „Kommt herein, Junge, kommt herein. Es sollte mich wundern, wenn wir nicht mit einander einig würden, trotz alledem."

Luke gehorchte nicht ungern.

„Mary!" rief Herr Blifkins, seinen Kopf durch die Küchenthür steckend.

Und Mary trippelte heraus auf den Flur. Ihre runden

weißen Arme waren bis zum Ellenbogen entblößt und trugen die Spuren von Mehl, das sie eben gesiebt hatte. Sie war einfach gekleidet und hatte eine blaugewürfelte Schürze vorgebunden. Aber sie sah so gewinnend und liebenswürdig aus, wie immer.

Als sie Luke sah, erröthete sie und lächelte. Dann richtete sie aber ihre Augen auf den Vater und erwartete gehorsam, was ihr derselbe zu sagen habe.

Einen Augenblick blickte der alte Mann seine Tochter an, die dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dann aber sagte er: „Mary, dieser junge Mann — es mag sein, daß Du ihn früher schon einmal gesehen hast — hat mir eine Ladung Fässer gebracht, die alle von ihm selbst gemacht worden sind, in der That, eine richtige, gute Waare. Er fordert aber einen ziemlich hohen Preis dafür. Nun kommt's auf Dich an, ob Du Willens bist denselben zu zahlen, und dann sei es wohlgethan und gut. Höre auf mich, mein Mädchen, wie immer Du diesen Handel abschließen magst, ich, Dein alter Vater, wird dafür gut sagen."

Nach diesen Worten ging Herr Blifkins bedächtig hinaus, und auch wir wollen seinem Beispiele folgen. Doch scheinen die Leute handelseinig geworden zu sein, sehr einig, denn vier Wochen später feierten sie Hochzeit.

Luke Jordan legte sich in der Folge auf das Studium der Medicin und wurde einer der gesuchtesten Aerzte. Doch an jedem Jahrestage seiner Hochzeit mit Mary erfreute er den Schwiegervater mit einer Sendung feiner Küferwaare, zum Beweise, daß er auch noch in dem Handwerk Meister sei, das ihm nach seinen eigenen Worten „das beste Weib auf der Welt" verdienen half.

[2781]

Warum wir Gespenster sehen.

Mache mir keine Einwände, verehrte Leserin, ich weiß, zuweilen glaubst Du an Gespenster, und im Vertrauen gesagt, ich desgleichen. Ja noch mehr, ich hoffe Dir beweisen zu können, daß es Gespenster gibt, nothwendig geben muß, nach der Einrichtung unseres Denkorgans. Es ist deshalb ebenso oberflächlich als fruchtlos, mit der Behauptung, es gäbe dergleichen Erscheinungen nicht, dem Aengstlichen eine Furcht benehmen zu wollen, die sich nur zu häufig auf Selbsterfahrung stützt. Man muß vielmehr nachweisen, daß dieselben, wo sie auftreten, ohne Annahme übernatürlicher Vorgänge verständlich sind, und dies wird der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein. Der Ausdruck Gespenst bezeichnet sprachlich ein scheinbares, ein sichtbares Nichts oder, nach der gewöhnlichen Auffassung, einen sichtbar gewordenen Geist. Es sei kurz die Sonderbarkeit angedeutet, wie man in diesen Erscheinungen Gestalt und Kleidung von Persönlichkeiten aufbewahrt, welche meistens beide längst durch Verwesung untergegangen sind, wie man ihnen eine bestimmte Sprechstunde anweist, ohne daran zu denken, daß jede beliebige Stunde, für irgend einen Theil der Erde, Mitternachtszeit ist.

Um uns nunmehr darüber klar zu werden, wie man Gegenstände wahrnehmen könne, die nicht vorhanden, wenigstens nicht sichtbar vorhanden sind, beginnen wir mit der Frage, auf welche Weise denn überhaupt, vermittelst der Sinnesorgane, die Gegenwart äußerer Gegenstände zu unserem Bewußtsein gelangt? Da wissen wir nun zunächst, daß das Auge, als ein physikalischer Apparat, ganz ähnlich dem Aufnahme-Kasten der Photographen, auf seiner Hinterwand, der Netzhaut, ein getreues, wenn auch verkehrtes Bild der Außendinge erzeugt, welches sodann vermittelst zahlloser Nervenfäserchen empfunden wird. Es wird nun dieses Bild nicht etwa von innen aus betrachtet, denn dazu bedürfte man am Ende noch eines inneren Auges u. s. w., sondern durch die Reizung der verschiedenen Nervenfasern wird eine zusammengesetzte Empfindung erzeugt, die erst innerhalb des Gehirns, oder wenn man will, im Geiste zur Sinnesvorstellung wird. Wir sehen mithin nicht im Auge, fühlen nicht in den Fingerspitzen, sondern dort, wo die Nerven des Sehorgans, des Gefühls u. s. w. im Gehirn endigen. Durch Uebung erhält später der Geist die Fähigkeit, sich solche Sinnesvorstellungen auch ohne äußere Sinnenanregung von innen aus zu bilden, gleichsam einen früheren Zustand des Organs zu erneuern, z. B. wenn man sich einer Person, Oertlichkeit, Begebenheit u. s. w. lebhaft erinnert; und wenn Jemand eine derartige Erinnerung auf Papier zeichnet, so copirt er sein inneres Vorstellungsbild. Jene inneren Bilder sind aus leicht begreiflichen Gründen weniger lebhaft, wie die unmittelbar von außen angeregten, und wir verwechseln beide für gewöhnlich nicht mit einander. Letzteres Unterscheidungsvermögen verdanken wir größtentheils dem Bewußtsein; wir sind uns bewußt, die innere Vorstellung selbst erzeugt zu haben, sonst würden wir keine Schwierigkeit finden, sie ebenfalls nach außen zu versetzen. Wo immer ein Sinnesnerv an irgend einem Punkte seines Verlaufes von einem fremden Reize berührt wird, da versetzt das Gehirn die Empfindung an den Ort seiner äußeren Endigung. Wird der Augennerv irgendwo gezerrt, so haben wir Lichtempfindungen im Auge, stößt man sich an den sogenannten Musikantenknochen des Ellenbogens, so empfindet man außer dem örtlichen Schmerze deutlich ein Weh in dem kleinen Finger und seinem Nachbar, weil der Nervenzweig gequetscht wurde, der dort hinführt. Das geht soweit, daß z. B. Jemand, dem beide Beine amputirt sind, noch nach Jahren bei Witterungsveränderungen Schmerzen in den Füßen zu empfinden glaubt, die er längst nicht mehr besitzt. Man nennt diese Uebertragung innerer Empfindungen nach außen das Gesetz der peripherischen Energie, und aus ihm wird uns verständlich, wie selbst Sinnesempfindungen, deren Sitz im Gehirn, an der Central-Endigung der Nerven, stattfindet, nach außen versetzt werden können. Dadurch vermögen wir uns eine Sache so deutlich vorzustellen, daß wir sie zu sehen glauben, besonders wenn wir es soweit zu treiben wünschen, wir singen innerlich und hören zugleich, wie es klingt, wir denken an einen Körperschmerz und fühlen ihn, wir vergegenwärtigen uns ein leckeres Gericht, und das Wasser läuft uns im Munde zusammen, genau als wenn wir dasselbe auf der Zunge bewegten, und es regte die Speicheldrüsen an. Daraus geht nun ferner hervor, daß wir nach geschehener Einschulung des Centralorgans, der äußeren Sinneswerkzeuge nicht mehr unumgänglich bedürfen, um Sinnesempfindungen zu haben. Erblindete Leute sehen zuweilen Alles, woran sie denken, bei unangenehmen Dingen manchmal zu ihrer großen Qual; taube Musiker führen innerlich ganze Musikstücke auf. Erwägt man nun ferner, daß jenes selbstständige Departement des Denkorgans, in welchem die Sinnesempfindungen stattfinden, höchst wahrscheinlich für die unmittelbar von außen angeregten, wie für die selbstgeformten dasselbe ist, so begreift man leicht die gelegentliche Verwechselung beider.

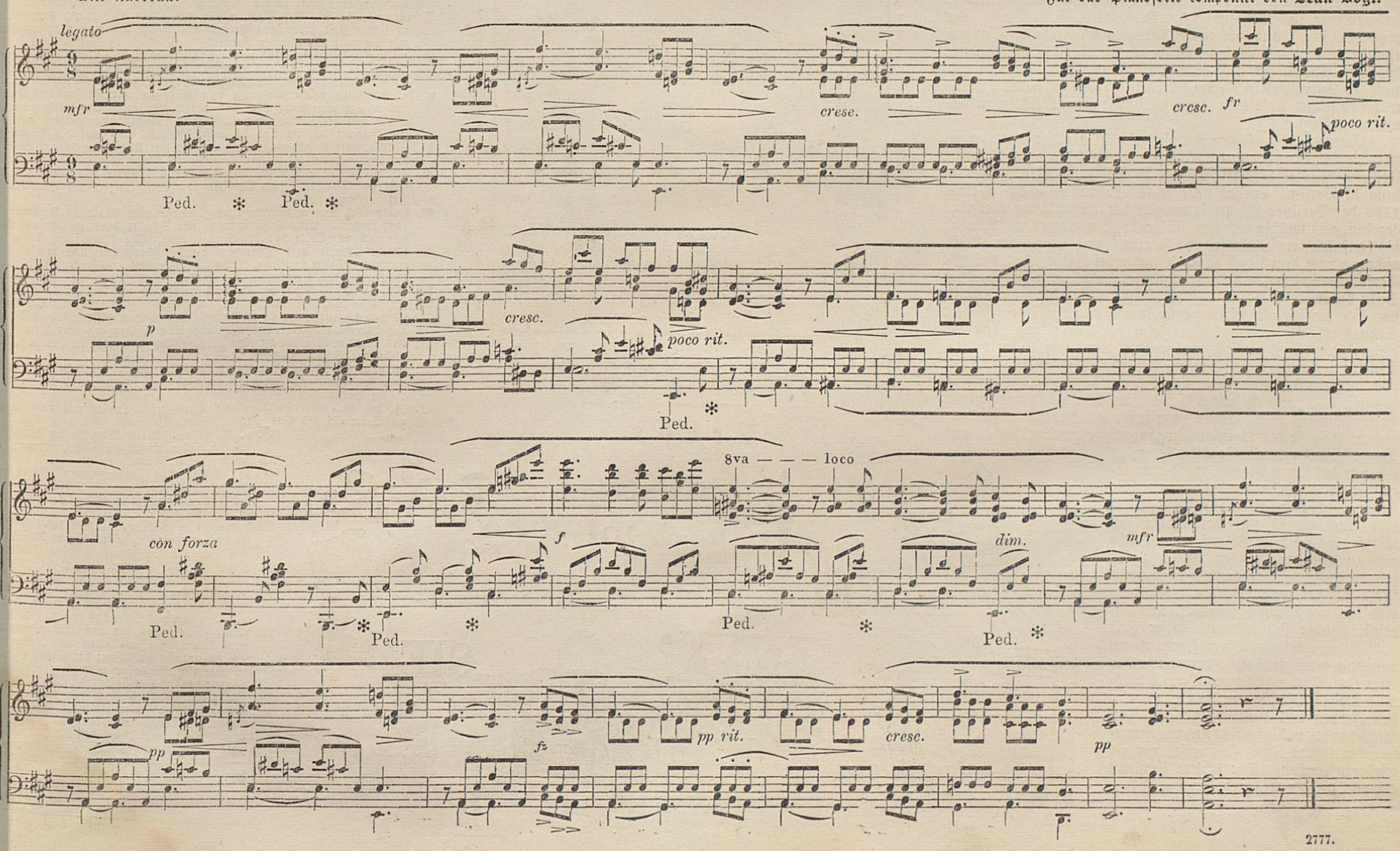
Eine solche lernt Jeder im Traume kennen. Die des Nachts, wenn alle Sinneswerkzeuge mehr oder weniger außer Thätigkeit gesetzt sind, innerlich frei werdenden Vorstellungen, welche also nicht allein die Concurrenz wirklicher Sinneserscheinungen nicht zu bestehen haben, sondern auch der Kritik des regelmäßig arbeitenden Organs nicht unterworfen sind, jene oft sehr zufälligen Vorstellungen nehmen alsdann sofort den leeren Platz der wirklichen Sinneserscheinungen ein. Wir brauchen die Traumbilder mit ihrer oft süßen, oft fürchterlichen Wahrheit und Täuschung nicht zu beschreiben, Jeder weiß, daß sie den Eindruck wirklicher Sinneserscheinungen machen. Aber den Meisten entgeht die wichtige Eigenheit, daß diese Traumerscheinungen eine Lebendigkeit besitzen, die sich bis ins Wachen fortpflanzt. Aufmerksamen Selbstbeobachtern gelingt es, dieselben im Augenblicke des Erwachens zu überraschen und sie noch einige Augenblicke vor dem geöffneten Auge zu erblicken. Aristoteles bereits schildert dieses Hineintragen des Traumes in die Wirklichkeit, welches Spinoza aus seiner Erfahrung sehr anschaulich beschreibt, und in neuerer Zeit Joh. Müller, Gruithuisen u. A. studirt haben. Ein solcher lebhafter, bei offenen Augen und im Umhergehen fortdauernder Traum ist auch das bekannte Schlafwachen und Nachtwandeln.

In vieler Beziehung Aehnlichkeit mit dem Träumen bietet jener Zustand des Geistes, welcher häufig acute Krankheiten, namentlich Gehirnentzündung, Nervenfieber und dergl. begleitet, das sogenannte Phantasiren. Auch hierbei werden alle möglichen Dinge, welche nur in der Einbildung des Kranken existiren, gesehen, gehört, gefühlt u. s. w., also in Folge einer gleichen Verwechselung der inneren und äußeren Vorstellungen.

Aber auch im Wachen und bei einem nicht durch Körperkrankheit verminderten Bewußtsein können Verhältnisse eintreten, welche die geschilderte Verwechselung veranlassen. Es kommt zu diesem Zwecke nur darauf an, den Vorstellbildern bei rücktretender Thätigkeit der Sinne eine erhöhte Lebhaftigkeit zu verleihen. Am leichtesten und häufigsten geschieht dies, wenn wir uns unter dem Einflusse einer heftigen Gemüthsbewegung befinden. Eine gespannte Erwartung veranlaßt uns, in jedem Augenblicke Schritte oder andre Anzeichen des Kommenden zu hören, wir glauben die erwartete Person in jeder fernen Gestalt zu erkennen. Unter allen Affecten in dieser Richtung der wirksamste ist die Furcht, zumal eben diejenige vor Gespenstern. Viele sehen nur darum überall Gespenster, weil sie jeden Augenblick fürchten, denselben zu begegnen. Der Vorgang dabei ist ungefähr folgender: Der Abergläubische, welcher in verhängnißvoller Stimmung, zur Geisterstunde sich an einem verdächtigen Orte befindet, bebt vor Furcht, irgend eine bestimmte oder auch eine ungewisse Erscheinung zu erblicken. Je ängstlicher er dieser Vorstellung zu entfliehen sucht, desto mehr belebt sie sich. Nun tritt ein verhängnißvoller Umstand hinzu. Rings ist Alles finster und still, Nichts stört von außen her das sich mehr und mehr befestigende innere Vorstellungsbild. Da gewahrt das starre Auge in einiger Entfernung einen unbestimmten hellen Gegenstand. Der Sehstern pflegt sich im Dunklen so weit wie irgend möglich zu öffnen, um das höchste Maß von Licht einzulassen, dadurch wird aber jede genaue Form-Wahrnehmung verhindert. Sobald aber das innere Vorstellungsbild eine unbestimmte Sinnenanregung von außen erhält, so formt es dieselbe nach der herrschenden inneren Vorstellung zum Gespenste. Dieser Vorgang, wo also ein undeutlicher Sinnenreiz gleichsam in die innere Vorstellung gekleidet wird, ist die sogenannte Illusion, ein niederer Grad des Gespenstersehens. Die Illusionen treten nun in wunderbarer Mannichfaltigkeit auf, und ein Jeder wird aus der eigenen Erfahrung genug Beispiele wissen, wo er die tollsten und unähnlichsten Dinge in den fremdartigsten Vorlagen erkannt hat. Es sind namentlich undeutlich begrenzte und schattirte Gegenstände, die zu solchen Täuschungen Anlaß geben, und wie überhaupt bei jeder Sinnesempfindung eine zusammengesetzte geistige Nachhilfe stattfindet, so kann man es geradezu als ein Gesetz des undeutlichen Sehens aufstellen, daß jede unvollkommene Aehnlichkeit dabei zur vollkommenen wird. Ich erinnere z. B. an die Thiergestalten, die man sogar, ohne unter dem Einflusse eines Affectes zu stehen, in den wechselnden Wolkenformen erkennt, an die Mondgebirge, in welchen Diese ein Gesicht, Jene einen Mann, die Inder ein Reh oder einen Hasen zu erkennen belieben. Bei dem Sehen im Dunkeln kommt noch hinzu, daß der Augenstern, um das Entsetzliche genauer zu sehen, sich zu verengern strebt, durch den Lichtverlust wieder erweitert wird und dadurch in einen zuckenden Wechsel geräth, welcher den Erscheinungen ein fürchterliches Leben verleiht. Dadurch wird jeder

Widmung.

Mit Ausdruck. Für das Pianoforte componirt von **Jean Vogt.**



2777.

Leichenstein zum Gespenste, jeder mondbeschienene Birkenstamm zur Feengestalt. Daß aber in den meisten Fällen weißdrapirte Gespenster gesehen werden, rührt natürlich davon her, weil in der Dunkelheit nur hellgefärbte Objecte zum Material für die Illusion dienen können.

Hierher gehört nun auch der Gebrauch, welchen der Träumende von äußern Sinnesanregungen macht. Geschrei, Schüsse und dergl. verwebt er in seinen Traum, blendendes Licht schafft ihm die Vorstellung einer Feuersbrunst, ein Druck auf der Brust oder am Arme schwört die Gestalt eines Alps oder Räubers empor. Dem Fiebernden wird zuletzt Alles, was er erblickt, lebendig. Die Draperien und Vorhänge des Zimmers werden ihm der Stoff, aus dem er lebende Gestalten bildet, um sich mit ihnen in Beziehung zu setzen.

Von den bisher erörterten niederen Graden des Gespenstersehens kommen wir zu denjenigen, wo die innere Vorstellung stark genug geworden ist, um als Rival der von außen stammenden aufzutreten, wo sie des unbestimmten Formmaterials nicht mehr bedarf, und aus der Illusion eine Hallucination wird. Am lehrreichsten ist dieser Vorgang bei der Künstlervision zu verfolgen. Zum wahren Künstler wird nicht nur eine Begabung erfordert, gehaltvolle Vorstellungen aus sich heraus zu bilden, sondern sie müssen auch in uns zu einer solchen haltbaren Lebhaftigkeit gelangen können, daß wir sie Zug für Zug aus unserem Kopfe auf die Leinwand, auf das Klavier übertragen können. Indem nun der Künstler darnach ringt, eine solche Lebendigkeit zu erreichen, geschieht nicht selten mehr, als er verlangte. Plötzlich steht seine Phantasieschöpfung lebendig da, neben der Staffelei. Solche Erscheinungen werden in großer Anzahl berichtet und sie sind durchaus glaubwürdig. Wie man von der heiligen Jungfrau erzählt, sie habe dem Maler Lukas selbst zu ihrem Bilde gesessen, so rühmte sich schon der Bildhauer Praxiteles, die Schönheitsgöttin sei lebendig in sein Atelier getreten; der alte Maler Theon von Samos, erzählt Quintilian, sei besonders reich an solchen Phantasmen gewesen, und von Johannes von Fiesole wird gesagt, er habe oftmals die Heiligen, welche er gerade malen wollte, in einer Art Verzückung vor sich erblickt. Mehrfach erwähnt solcher Visionen der Bildhauer Cellini in seiner Lebensbeschreibung, und bei dem unglücklichen Tasso erreichten die Gestalten seiner wachen Träume eine solche Lebhaftigkeit, daß er sich auch im Beisein Fremder Stunden lang mit ihnen unterhielt, so daß man ihn für wahnsinnig hielt, ob er gleich in andern Dingen völlig logisch und zusammenhängend dachte.

Wie die Wahnsinnigen oft nur in einem einzigen Punkte abnorme Ideen zeigen, sonst aber vollkommen richtig denken und schließen, so gibt es Menschen, welche bei klarem Verstande gewohnheitsmäßige Geisterseher, sogenannte Sonntagskinder sind. Dies ist eine Krankheit, welche vorzugsweise Gelehrte ergreift und sich meistens aus Verdauungsleiden (Hypochondrie und Melancholie) entwickelt, die durch vorwaltende geistige Beschäftigungen und sitzende Lebensweise befördert werden. Schon in den Schriften der Alten begegnen wir derartigen Beispielen, z. B. bei Aristoteles und Horaz der Erzählung von einem Manne, welcher, sonst ganz wohl bei Sinnen, sich täglich nach der leeren Schaubühne begab und dort auf einer Bank Platz nehmend viele Stunden lang den Vorstellungen lauschte, welche er auf der leeren Schaubühne vor sich gehen sah und denen er oftmals lebhaften Beifall klatschte. Auch aus späterer Zeit sind solche Fälle in ziemlicher Anzahl bekannt geworden, und da sie meistens hochgebildete Leute betrafen, so wurden sie häufig aufmerksam studirt und stets nach ihrer wahren Natur beurtheilt. Wir erwähnen des berühmten Pascal, der nach einem Schrecken, den er beim Durchgehen seiner Wagenpferde erlitten, längere Zeit den feurigen Höllenabgrund unmittelbar neben seinem Stuhle sich öffnen sah, des Philosophen Hobbes, der höchst ungern des Nachts ohne Licht im Zimmer blieb, weil er sonst Gespenster sah, des Genfer Gelehrten Lullie, der den ganzen Tag von einer gespenstigen Gesellschaft umgeben war, durch deren Leiber die wirklichen Gegenstände hindurchschienen, und die er niemals mit lebenden Personen verwechselte. Unangenehmer war eine Begegnung des Prof. Gleditsch in Berlin, der einst den Geist des ehemaligen Präsidenten der Akademie Mauperthus in dem Sitzungssaale derselben antraf, oder die Phantasmen des Prof. Andral, der halbverweste Leichname zu erblicken pflegte, und des Schauspielers Talma, für den sich die Zuschauer oftmals während seines Spiels in eine Gesellschaft von Skeletten zu verwandeln pflegten.

Unter die lehrreichsten Krankengeschichten dieser Gattung gehört diejenige des bekannten Schriftstellers und Freundes Lessing's Friedrich Nicolai, ehemaligen Besitzers der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin. Er hat über seine Wahrnehmungen in einer 1799 der Berliner Akademie vorgelegten Abhandlung Nachricht gegeben, aus welcher wir kurz Folgendes herausgreifen. Nicolai, bis auf leichtere Unterleibsbeschwerden und jeweiligen Blutandrang nach dem Kopfe, gesund, hatte im Jahre 1791 vielfache Gemüthsaufregungen und namentlich einen heftigen, durch seinen Sohn verursachten Verdruß gehabt, als er plötzlich wenige Schritte vor sich die Gestalt seines verstorbenen ältesten, sehr geliebten Sohnes erblickte, jedenfalls in Folge der Vorstellung, daß ihm dieser schwerlich einen solchen Kummer verursacht haben würde. Dieselbe verschwand, nachdem sich der erste Schrecken gelegt, kehrte aber mehrmals wieder, wozu sich, besonders um die Zeit der Verdauung, bald mehr Gestalten theils bekannter, theils unbekannter Persönlichkeiten gesellten und zwar mehr lebende, als verstorbene, doch nicht solche des täglichen Umganges. Zuweilen kamen auch Thiere hinzu, und alle Gestalten bewegten sich, wie auf einem Markte, meist ohne gegenseitigen Verkehr durcheinander. Sie hatten nichts Schreckliches an sich, sondern eher Angenehmes und vermehrten sich täglich, bis sie nach Ablauf einer Woche auch zu sprechen anfingen, theils unter sich, theils zu Nicolai, an welchen sie meist kurze Trostesworte richteten. Nachdem dies mehrere Wochen gedauert, und Nicolai, welcher sich während dieser Zeit leidlich wohl befand, fast an seinen neuen Umgang gewöhnt hatte, verordnete der Arzt eine Blutentziehung. Bereits während derselben begannen die Gestalten in den Farben und Umrissen zu erblassen, erschienen fast völlig farblos und verschwanden dann zum Theil stückweise, um nie wiederzukommen. Der letztere Umstand erinnert an den Abschied der Eumeniden vom Orest, welche nach Pausanias erst ihr schwarzes Aussehen in farblose Helligkeit verwandelten, ehe sie verschwanden.

Wer will bei solchen Krankheitszufällen abergläubischen oder ununterrichteten Personen ausreden oder bestreiten, daß sie mit ihren eigenen Augen Geister gesehen, mit ihren Ohren gehört haben? Ja, wir müssen noch einen Schritt weiter gehen, auch Gefühlstäuschungen kommen in dieser Richtung vor. Prof. Ludwig von Baczko in Königsberg, ein erblindeter Maler und Schriftsteller, sah seine Phantasmen nicht nur deutlich wie ein Sehender in sein Zimmer treten und hörte ihre Drohungen, er fühlte ihre Gegenwart sogar. Wiederholt erblickte er die Person eines hagern Aegypters, der ihm den Kopf abschlagen wollte. Er suchte sie wegzubringen und spürte dabei deutlich ihren Widerstand, so daß er diesen aufregenden Versuch später nicht mehr zu wiederholen wagte. Zuweilen erschien auch eine große borstige Schlange in seinem Zimmer, die sich über seinen Schoß legte, und deren Stacheln er deutlich fühlte. Wer sollte nicht für wirklich halten, was so handgreiflich wird? Uebrigens beurtheilte Baczko als aufgeklärter Gelehrter seine Erscheinungen richtig, was freilich in einer frühern Zeit, wo die Nervenphysik noch weniger erforscht war, als heute, auch schwerer sein mochte. In Cardanus, Beaumont, Swedenborg und Anderen können wir das Beispiel von Gelehrten sehen, welche sich nicht zu einer solchen freien Auffassung ihrer Gesichte aufschwingen konnten.

Nun zum Schluß noch einige Erläuterungsversuche. Daß die gesteigerte Energie innerer Vorstellungen die Ursache dieser krankhaften Erscheinungen ist, dürfte hiernach erwiesen sein, wodurch aber kann erstere in einem solchem Grade vermehrt werden? Es scheint, daß ein gesteigerter Blutandrang nach jenem die Sinnesvorstellungen vermittelnden Theile des Gehirns die Hauptursache ist. Wenigstens wissen wir, daß eine Menge von Zufällen, die jenen Blutzufluß vermehren, auch Hallucinationen erzeugen. Dahin gehören sogenannte hitzige Krankheiten, Schlaganfälle, heftige Gemüthsbewegungen, ja, mit gewissen Arzneistoffen, die in solcher Richtung wirken, wie z. B. Opium und Haschisch, lassen sich künstlich Phantasmen erzeugen. Die älteren Schriftsteller über diesen Gegenstand hegten zugleich die Ansicht, daß der Sinneseindruck nur dadurch so lebhaft werden könne, daß die Empfindung von innen aus, in den betreffenden Sinnesorganen reproducirt werde, also bei Gesichtsphantasmen eine Art inneres Netzhautbild entstehe. Ich glaube zuerst nachgewiesen zu haben, daß eine solche Annahme unzulässig und überflüssig ist. Wie aber hier die ganze Erscheinung nur in ihren äußersten Umrissen vorgeführt werden konnte, so vermag ich auch auf diesen Punkt hier nicht näher einzugehen. Die freundliche Leserin, welche sich näher für den allerdings wichtigen Gegenstand interessirt, findet eine eingehende Darstellung desselben in meiner „Naturgeschichte der Gespenster" (Weimar. B. F. Voigt 1863), in welcher zugleich der Einfluß dieser Täuschungen auf die Dämonenlehre der Alten, auf die Teufels- und Gespensterfurcht einer spätern Zeit, sowie auf manche Erscheinung des magnetischen Schauens, der Odlehre u. s. w. geschildert ist. Aber nochmals möge darauf hingewiesen werden, daß nimmermehr die Behauptung der Unmöglichkeit von Gespenstererscheinungen, sondern gerade umgekehrt, der Nachweis ihrer Möglichkeit allein die Furcht vor ihnen zerstören kann.

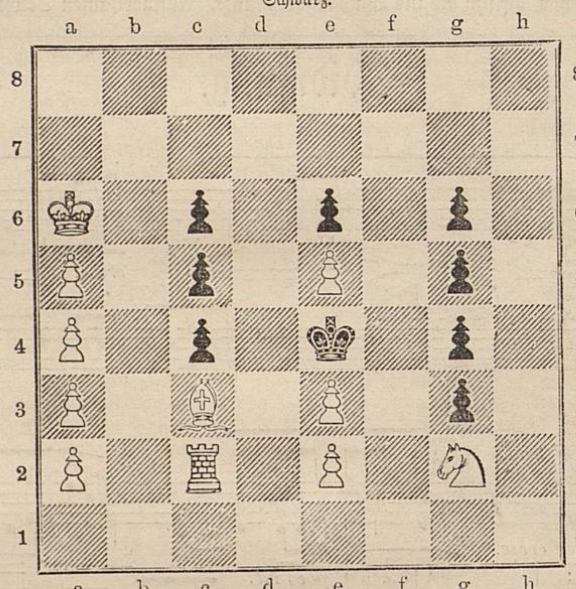
[2779] **Carus Sterne.**

Schach-Aufgabe. Nr. III.

Von S. Loyd.

Die Säulen des Herkules.

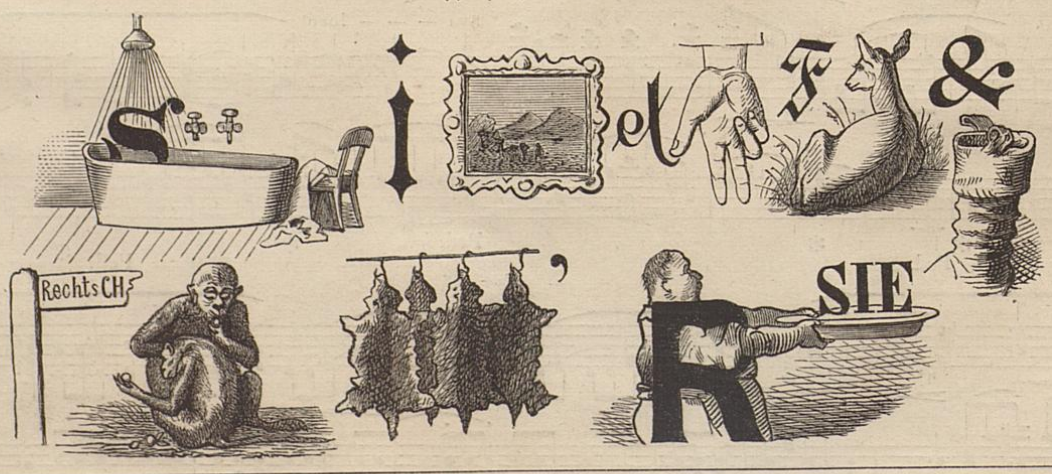
Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in vier Zügen matt. [2780]

Rebus.



Räthsel.

Nicht der Fürst nur hat mich, auch der Bauer;
Und bei Frau'n werd' ich von selber mich verstehn,
Ungern nur siehst Du in klarer blauer
Mondnacht mich am Himmel stehn!

Auflösung des Räthsels Seite 106.

„Ohren — Nero."

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. II, Seite 106.

Weiß.	Schwarz.
1) K e 2 — f 3	
A.	
1)	g 5 — g 4 †
2) K f 3 — e 3	beliebig
3) S e 7 — c 6 oder g 6, S b 2 — d 3, c 3 — d 4: oder g 3 — f 4 ‡	
B.	
1)	L e 8 — h 5 †
2) g 3 — g 4 †	f 5 — f 4
3) S e 7 — c 6 ‡	
C.	
1)	f 5 — f 4
2) g 3 — f 4 †	g 5 — f 4:
3) L h 2 — f 4 ‡	

Correspondenz.

J. v. S. Kl. in **K.** Gestickte Herrenwesten sind nicht mehr modern. Verschiedensten Spitzenstiche brachten wir auf Seite 45 bis 48 des Bazar 1870. Ein in der Wäsche braun gewordenes weißes Tuch erhält nicht wieder die ursprüngliche Farbe.

Eine sehr still Lebende. Sie können sowohl nur ein seidenes Kleid, auch einen leichten Stoff, wie Seidentüll, Gaze und dergl., über seidenen Kleide tragen. Wird die Hochzeit im engeren Kreise gefeiert, so wählen Sie jedenfalls ein hohes Kleid. Als Umhang empfehlen wir Ihnen einen Talma, wie wir solche in diesem Jahrgange schon mehrfach brachten, und den Sie, je nachdem die Witterung ist, aus leichterem oder wärmerem Stoff herstellen können.

J. H. in **M. (Schweiz).** Wir werden Ihre Wünsche so bald als möglich erfüllen.

A. S. in **B.** Bedienen Sie sich zum Ausbohren der Spitze eines Bindlochbohrers aus Elfenbein.

Zwei treue Abonnentinnen. Wenden Sie sich direct an den Victoriabazar, Berlin, Leipzigerstr. 92.

J. S. in **O.** Sie können die Bettbezüge entweder an drei Außenrändern verzieren und den vierten Außenrand zum Schnüren einrichten oder alle vier Außenränder mit der Bordüre ausstatten. Kleiner können Sie machen, dann die eine Seite des Ueberzuges schneiden, wenn Sie nur die eine obere Seite mit Garnitur versehen.

Arbeit macht froh. Sie finden Corsets auf Seite 273 des Bazar 18[illegible]. Schwarze Kleider wäscht man mit einem Zusatz von Soda.

W. W. in **D.** Wir nennen Ihnen die Firma von Dinglinger, Krausenstraße 43 und Schwendy und Comp., Berlin, Leipzigerstraße 124.

J. V. Sämmtliche in Ihrem Briefe enthaltene Fragen beantworten wir mit Ja!

Hyazinthe. Wählen Sie Frisuren oder Schrägstreifen vom Stoff des Kleides.

M. O. in **W.** Hoffentlich haben Sie den Sammet vom Futter getrennt und mit der Rückseite über Wasserdämpfe gehalten. Sollten Sie das nicht gethan haben, so thun Sie am besten, den Paletot einer chemischen Waschanstalt, z. B. hier Judlin, Leipzigerstr. 46, zu übergeben.

M. und **A. v. B.** Frühjahrs- und Sommerpaletots fanden Sie bereits auf Seite 82, 94 und 95 d. Jahrg. Reitkleider bringen wir nächstens. Wünschen Sie aber sofort eine Vorlage, so empfehlen wir Ihnen die Reitanzüge auf Seite 219 des Bazar 1870.

E. H. Sie finden Taschentuchbordüren unter Abbildung 69 auf Seite [illegible] und 17 auf Seite 170 d. Bazar 1870.

Eine junge Abonnentin. Wir rathen Ihnen einen weiten Aermel zu wählen, wie wir solche auf Seite 10 und auf Seite 114 d. Jahrg. brachten.

H. J. Z. Die angegebenen Röcke sind noch modern, auch trägt man schwarzen Ueberwürfen vielfach ganz schwarze Sammetröcke.

Abonnentin in O. Ja!

Abonnentin in S... h. Verschiedene hübsche Strickdessins finden Sie auf Seite 262 und 263 des Bazar 1868. Beginnen Sie das Tuch von einer Ecke aus und nehmen Sie zu, indem Sie stets am Anfange jeder Tour vor dem Abstricken der ersten Masche, den Faden einmal umschlagen. Dieser Umschlagfaden wird in der folgenden Tour als Masche abgestrickt.

Scherasmin in **R. K.** Richten Sie das Kleid nach einem der von uns in letzter Zeit gebrachten Promenadenanzüge her und garniren Sie es mit Sammet von gleicher Farbe.

Eine Engländerin in Böhmen. Den Taschentuchbehälter finden Sie vorräthig bei C. A. König, Berlin, Jägerstr. 23. Wenden Sie sich gefälligst direct dorthin. Soutacheborbüren nächstens!

v. F. T. Eine reiche Auswahl von Anzügen mit Blusen und Tuniken finden Sie auf Seite 110 und 111 d. Jahrg. Sie werden darunter gewiß den gewünschten Schnitt finden. Nachthauben zeigen Ihnen die Abbildungen 30, 32 und 33 auf Seite 286 und 287 des Bazar 18[illegible]. Eine hübsche Hemdenpasse brachten wir mit Abbildung 76 auf Seite [illegible] des Bazar 1870.

P. F. Wählen Sie den zu Abbildung 1 auf Seite 267 des Bazar [illegible] gehörigen Schnitt. Zum Bereiten von Seife können Sie jedes beliebige Fett verwenden.

A. H. in **G.** Der bezeichnete Anzug, sowie auch schottische Schärpen sind noch modern. Eine Schottenmütze mit Schnitt brachten wir mit Abbildung 65 auf Seite 347 des Bazar 1868. Sie können die Mütze nach diesem Schnitt aus schwarzem Sammet herstellen und mit schottisch carrirtem Tafset garniren. Schnitte zu bereits erschienenen Abbildungen können wir nicht nachträglich bringen.

M. Th. in **D.** Wählen Sie die Bordüre Nr. 15 auf dem zu Seite 235–[illegible] gehörigen Tapisseriesupplement. Brautanzüge zeigen die Abbildungen 20 und 22 auf Seite 62 d. Jahrg. Sie können dieselben nach Belieben aus dünnen waschbaren Stoffen oder aus Seidenzeug herrichten.

A. A. Wenden Sie sich an eine größere Teppichfabrik; in Berlin z. B. Gebrüder Beck, Brüderstr. 3.

S. G. geb. G. O. Besten Dank für Einsendung der Arbeiten, wir können von denselben jedoch keinen Gebrauch machen, und halten sie Ihrer Verfügung.

E. Z. bei **G.** Wir brachten ein Kleid nebst Tunica mit Abbildung auf Seite 271 des Bazar 1870.

B. v. F. Wien. Weiße Piquékleider können [illegible] tragen. Am praktischsten sind braune [illegible] schwarze Strohhüte.

C. B. Eine solche Modenzeitung gibt es nicht, doch bringt der Bazar stets eine reiche Auswahl Kindergarderobe, wie z. B. auf Seite [illegible] und 79 d. Jahrg.

Abonnentin in Nassau. Regenmäntel sind auch in diesem Jahre modern. (Siehe Abbildung auf Seite 91 d. Jahrg.) Hübsche Glockenröcke zeigen die Abbildungen 12 und 14 auf Seite 138 des Bazar 1870.

Abonnentin am Rhein. Kleider mit Schleppen werden auf der Straße nicht getragen. Coiffüren brachten wir auf Seite 110 und 111 d. Jahrg.

R. v. T. Wir haben die von Ihnen empfohlenen Sommersprossen-Mittel von Johann [illegible] Ostrau untersuchen lassen; die Mittel, bestehend in einem Waschwasser und einer Salbe, enthalten: ersteres essigsaures Quecksilber, [illegible] Salbe bedeutende Mengen von weißem Quecksilberpräcipitat. Wir können dies unter Umständen gefährlich wirkende Mittel unseren Lesern nicht empfehlen; daß man Quecksilbersalze äußerlich bei Sommersprossen anwendet — stets aber nur mit vorübergehendem Erfolg — ist übrigens sehr bekannt.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.